E
168
.N423
1902

LIBRARY OF PRINCETON
AUG - 1 2000
THEOLOGICAL SEMINARY

E 168 .N423 1902
Neve, J. L.
Charakterz uge des
Amerikanischen Volkes

Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

https://archive.org/details/charakterzgedesa00neve

Charakterzüge

des

amerikanischen Volkes.

Von

J. L. Neve,

Professor im ev.-luth. „Westlichen Theologischen Seminar" zu Atchison, Kansas

2. Auflage.

LIBRARY OF PRINCETON
MAR 17 2000
THEOLOGICAL SEMINARY

Kommissions-Verlag: **H. G. Wallmann**, Leipzig.

Für Amerika:
German Literary Board, Burlington, Iowa.

Inhalt.

Seite

I. Das Land des Dollars 13

II. Die demokratische Regierungsform als Erklärung vieler Merkmale des amerikanischen Volkslebens 20

III. „Der praktische Amerikaner" 33

IV. Das Erziehungs- und Ausbildungswesen in Amerika . . 46

V. Die amerikanischen Frauen 71

VI. Die sittlichen und religiösen Kräfte in der amerikanischen Nation 79

Vorbemerkung.

Den vor mir liegenden Sommer werde ich, so Gott will, in Deutschland zubringen, und zwar möchte ich durch Vorträge vor den verschiedenen Vereinen der Jünglinge wie durch Anknüpfung von Beziehungen zu allerlei Bildungsanstalten versuchen, Zöglinge für unser Predigerseminar zu gewinnen (siehe den Aufruf am Schluß). Als ich mich zu dieser Reise anschickte, kam mir der Gedanke, daß ich vielleicht hier und da aufgefordert werden könnte, außer den Vorträgen über die kirchlichen Verhältnisse Amerikas auch einen solchen über das amerikanische Volksleben im allgemeinen zu halten. Ich ging an die Vorbereitung, aber unter den Händen wuchs mir der Stoff über den Rahmen eines einzelnen Vortrages hinaus. Es wurde mir ein Genuß, allen diesen sich aufdrängenden Gedanken nachzugehen, und so ließ ich die Arbeit wachsen, indem ich zu mir sagte: Du kannst jetzt in freiem Vortrag aus dem Geschriebenen einen Auszug geben und magst dann auf die gedruckte Schrift, die alles vollständiger enthält, hinweisen. Daneben dachte ich, ich dürfte vielleicht hier und da Gelegenheit erhalten, den vierten Abschnitt „Die Erziehungs- und Bildungsverhältnisse in Amerika" einem kleinen Kreise von Pastoren und Pädagogen als Referat zu bieten.

Es könnte befremdlich erscheinen, daß ich als theologischer Lehrer dem letzten Abschnitt nicht mehr Raum gewidmet habe. Aber einmal habe ich erst unlängst eine kleine Schrift über die amerikanische Freikirche veröffentlicht, und dann würde auch eine prinzipielle Besprechung der kirchlichen Verhältnisse Amerikas über das Thema vorliegender Abhandlungen weit hinausführen. Über die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten meines Adoptivvaterlandes gedenke ich auf dieser Reise vor allem zu reden, aber das gehört nicht in diese Schrift.

Atchison, Kansas, April 1902.

J. L. Neve.

Charakteristische Eigenschaften des amerikanischen Volkes.

Verehrte Anwesende! Es gibt außer dem eigenen deutschen Vaterland für Sie vielleicht kein Land, das dem Klange seines Namens nach und in gewissen Vorstellungen Ihnen so bekannt ist, als Amerika — dieser Name als kurze Bezeichnung der Staatenunion von Nordamerika. Fast jeder Deutsche hat irgend einen näheren oder ferneren Angehörigen dort; jeder schon Schilderungen dortiger Verhältnisse gelesen; oder mit Touristen aus Amerika sich unterhalten. Und doch gibt es vielleicht kein Land, das von den Deutschen mangelhafter verstanden und in der Regel unzutreffender beurteilt wird, als eben dieses vielgenannte Amerika. Amerikanische Verhältnisse richtig zu beurteilen, ist auch nicht leicht, selbst nicht einmal für den, der längere Jahre drüben gelebt, geschweige denn für einen, der es nur flüchtig auf dem Dampfroß durcheilt und nur hier und da einmal an einer Metropole ausgestiegen ist. Eine Fülle von Eindrücken, welche sich dem Reisenden darbieten, sind eben zu verarbeiten und richtig zu kategorisieren. Da muß zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Wesentlichem und bloß Zufälligem, Vorübergehendem und Bleibendem, zwischen Werdendem und Gewordenem, zwischen dem von den maßgebenden Kreisen

Gebilligten und Mißbilligten sorgfältig geschieden werden. Die Unterschiede zwischen dem Osten und dem Westen, den Süd- und den Nordstaaten sind auch wohl im Auge zu behalten. Obwohl ich schon fünfzehn Jahre lang jenseits des Ozeans gelebt und in Verbindung mit meinem Beruf das große Land nach allen Richtungen hin durchreist habe, bin ich doch nur mit viel Zögern an die Ausarbeitung dieser Abhandlung gegangen — so schwer dünkt mich diese Aufgabe! Wenn ich mich derselben dann doch unterzogen habe, so ist es geschehen unter dem lebendigen Wunsch, daß das amerikanische Volksleben in seinen charakteristischen Eigenschaften von meinen lieben deutschen Stammesgenossen besser verstanden und richtiger beurteilt werden möchte.

Deutschland und Amerika sind zwei Länder, denen sicher noch eine große Zukunft beschieden ist. Kein Kenner des Völkerlebens, niemand, der an der Hand der Geschichte, oder auch nur an der Hand seiner eigenen Erinnerungen das phänomenale Wachsen des westlichen Völkerriesen beobachtet, der von seinen Hülfsquellen eine Vorstellung hat und vorurteilsfrei die Errungenschaften desselben auf dem Gebiete der Technik sich vergegenwärtigt, auch über seine Anstrengungen in der Gründung von Bildungsanstalten wohlunterrichtet ist — ich sage niemand, der ohne Vorurteil die Vereinigten Staaten zu würdigen sucht, kann auch nur einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß in kommenden Zeiten diesen eine Entwicklung bevorstehen muß, die sich fast nur ahnen läßt; ganz besonders auch auf den Gebieten, da heute noch ihre eigentlichen Defekte liegen. — Unter den europäischen Völkern wird Frankreich schwerlich je die ausschlaggebende Macht werden; in dem Kriege von 1870 und 1871 wurde das ausgemacht. Und der Britte? Zwar streckt er seine Polypenarme so begehrlich aus wie immer, aber das, was in Verbindung mit Südafrika geschehen ist und noch geschieht, berechtigt uns, auf England zu schauen als auf eine sinkende Größe. Rußland ist zwar zielbewußt in seiner

Politik und breitet sich äußerlich aus, aber seine autokratische, fast despotische Verfassung und kulturfeindliche Tendenz raubt ihm die Aussicht auf eine geistige Hegemonie im Rate der europäischen Völker. Aber Deutschland ist noch zu Großem berufen. Im Reiche des Geistes hat es schon seit langem den ersten Platz eingenommen; deutsche Wissenschaft hat, was Gründlichkeit betrifft, nirgends in der Welt einen Rivalen; unter den fünf „Nobelpreisen" sind drei für die hervorragendsten wissenschaftlichen Errungenschaften ausgesetzt, diese drei Preise gingen im vorigen Jahre sämtlich nach Deutschland. Seitdem aber nun noch der Deutsche für seine Wissenschaft und Kunst seit Leipzigs Völkerschlacht ein freies[1]) und seit Sedan ein einiges Vaterland gefunden, ein Vaterland, das nicht nur schon jetzt die erste Landmacht Europas ist, sondern sich auch anschickt, eine Kolonialmacht ersten Ranges zu werden — seitdem, sage ich, kann kein Zweifel darüber sein, daß die Zeit kommt, in der Deutschland und Amerika als die ersten und eigentlich ausschlaggebenden Weltmächte dastehen werden.

Augenblicklich kann man sagen: Deutschland hat seine Stärke da, wo Amerikas Schwäche liegt, nämlich in dem Idealismus; aber auch umgekehrt: Deutschlands Schwäche zeigte sich zuweilen in der Richtung, in welcher Amerikas Stärke sich kundgiebt, in dem Realismus. Niemand erkennt das richtiger als Deutschlands weitblickender Kaiser. Seine Reformpläne auf dem Gebiet der Pädagogik ruhen auf dieser Erkenntnis. Und anderseits, Amerika in seinem Durst nach Wissen und in seinen gigantischen Anstrengungen in der Gründung und Dotierung von Schulen aller Art will nachholen, was ihm in der Periode der Urbarmachung seines Bodens naturgemäß

1) Körner sang in „Leier und Schwert":

Rühmt mir nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedensreichen Strand —
Für die Knechte gibt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland!

noch ferner liegen mußte. So befinden sich also Deutschland und Amerika thatsächlich auf einer Bahn der Entwicklung, auf der sie von entgegengesetzten Punkten aus einander näher kommen müssen.

Aber trotz allem mögen sich beide noch gar nicht recht. Der deutsche Michel und der amerikanische Jonathan haben vielfach eine offenkundige Abneigung gegen einander. In Amerika schürte noch bis vor kurzem die sogenannte gelbe Presse unablässig eine deutschfeindliche Gesinnung. Das nahm ernstlicher seinen Anfang, als vor einigen Jahren im Hafen von Manila die beiderseitigen Kriegsschiffe unter Diedrichs und Dewey einander scheinbar drohend gegenüber lagen. Während der chinesischen Wirren wurde mit dieser Hetzarbeit fortgefahren. Ganz besonders ist hierfür England verantwortlich zu halten, das geradezu unerschöpflich gewesen ist im Erfinden grundloser Geschichten, die es in Umlauf gesetzt, um Amerika mit Deutschland zu verfeinden. Denn wenn es unserm englischen John Bull gelänge, diese beiden ihm zu mächtig werdenden Länder in einen Seekrieg miteinander zu verwickeln, dann würde er selbst dabei profitieren: er hätte nach Beendigung solchen Krieges doch einen Rivalen weniger. Bedauerlich war es, daß während des spanisch-amerikanischen Krieges und nach demselben von deutschländischen Blättern stets in so übelwollendem Tone über Amerika gesprochen wurde, was die englischen Brunnenvergifter auszunutzen nicht unterlassen haben. Es war eben bis dahin in Deutschland überhaupt Gebrauch gewesen, amerikanische Bestrebungen und Leistungen geringschätzig zu besprechen. Aber alle solche stets sich wiederholenden, immer absprechenden Urteile gingen dann drüben in der Form von Übersetzungen durch Tagesblätter und Magazine, und bei dem ungeheuren Einfluß, den in Amerika die Presse auf das ganze Volk bis in die Kinderwelt hinab ausübt, schufen und befestigten sie eine Abneigung, die nur mühsam durch einen solchen Freundschaftsbeweis, wie ihn unlängst der deutsche Kaiser in der Entsendung des

Prinzen Heinrich so schön erfand, wieder ausgelöscht werden konnte.[1])

Sie können sich denken, daß solche Verstimmungen und Abneigungen zwischen den beiden Nationen ganz besonders von uns Deutschen in Amerika bedauert werden. Denn ist auch Amerika das Weib unserer Wahl, so bleibt uns doch Deutschland die Mutter, welche uns geboren, mit der wir uns stets durch Bande der Pietät verbunden fühlen. Und wir leiden auch thatsächlich darunter, indem uns unsere gesellschaftliche Stellung dadurch erschwert wird. Nach dem Zensus von 1900 giebt es in Amerika rund 6¼ Millionen Deutsche[2]), und z. B. kurz nach dem letzten Weihnachtsfest wurde von den Postbehörden festgestellt, daß innerhalb weniger Wochen über 4 Millionen Mark an Weihnachtsgeschenken aus Amerika

---

1) Der Besuch des Prinzen Heinrich war ein glückliches Ereignis, das hoffentlich noch lange nachwirken wird. Die Augen ganz Amerikas wurden da einmal hingelenkt auf das, was Deutschland ist, leistet und was es besonders auch zur amerikanischen Kultur beigetragen hat. Bei diesen Lobeserhebungen unseres alten Vaterlandes, wie sie während einiger Wochen in allen Blättern und Journalen regneten, war uns Deutschamerikanern besonders wohl zu Mute. Aber man darf die Wirkung dieses Ereignisses doch nicht überschätzen, als ob damit nun für alle Zeiten Neigung statt Abneigung hergestellt wäre. Thatsache ist nun einmal, daß die Amerikaner Anglo-Amerikaner sind. Sie haben die englische Sprache. Englische Geschichte und Litteratur bildet von Jugend auf ihre Geistesnahrung und ist auf ihren Schulen eines der hervorragendsten Bildungsmittel, während die deutsche Sprache in Amerika so behandelt wird wie in Deutschland das Englische und Französische. So liegt ihnen alles, was deutsch ist, immer einige Schritte ferner, und Deutschland wirklich zu verstehen und zu würdigen, fällt ihnen ebenso schwer als den Deutschen, Amerika richtig zu beurteilen. Zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Volkscharakter bestehen eben sehr tiefgehende Unterschiede, und zu Mißrepräsentationen seitens der Presse beider Länder bietet sich immer sehr leicht eine Veranlassung.

2) Die ganze deutsche Einwanderung von 1821 (von da ab giebt es erst Statistiken über diesen Gegenstand) bis 1900 beziffert

nach Deutschland gegangen seien. Angesichts so großer und starker verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bande ist es, milde gesagt, doch ein schweres Unrecht, diese zwei Nationen gegeneinander zu verhetzen. Michel und Jonathan kennen sich gegenseitig nicht recht. Jeder mag imstande sein, die Nationalfehler des Andern aufzurechnen, aber dessen viele Vorzüge kennt er nicht; sonst müßte sich beiden die Überzeugung aufdrängen, daß sie in vielen, vielen Stücken von einander lernen könnten und sollten. Wenn ich nebenbei hierzu durch meine Vorträge ein klein wenig beitragen könnte, so würde mir das eine lebhafte Genugthuung sein.

Den verschiedenen Abschnitten dieser Abhandlung möchte ich nun folgende Überschriften geben: 1) Das Land des Dollars. 2) Die demokratische Regierungsform als Erklärung vieler Merkmale des amerikanischen Volkslebens. 3) „Der praktische Amerikaner". 4) Das Erziehungs- und Ausbildungswesen in Amerika. 5) Die amerikanischen Frauen. 6) Die sittlichen und religiösen Kräfte in der amerikanischen Nation.

---

sich auf 5 009 280 Personen. Von dieser Zahl lebten beim letzten Zensus noch 2 666 990. Es giebt aber in Amerika 6 244 799 Personen, deren beide Eltern in Deutschland geboren sind und 1 587 882, deren Vater oder Mutter aus Deutschland kamen. Bei der zuletzt genannten Zahl ist zu bedenken, daß der in Amerika geborene Teil der Eltern in den überwiegend meisten Fällen auch deutsch war, insofern dessen Eltern beide oder zum Teil aus Deutschland einwanderten. Aus diesen Angaben, die ich mir aus dem statistischen Departement in Washington habe machen lassen, sieht der Leser, daß die obige Zahl (6¼ Million) noch niedrig genug gegriffen ist; ich wollte eben die Mitzählung solcher vermeiden, die zwar aus Deutschland stammen, sich aber nicht mehr der deutschen Sprache bedienen.

I.

Das Land des Dollars.

„Geld regiert die Welt" ist ein Sprichwort, das alle Völker kennen und „nervus rerum" als Bezeichnung des unentbehrlichen Mammon ein geflügeltes Wort, das selbst in dem so sehr auf das Ideale gerichteten Deutschland durchaus nicht unbekannt ist. Doch muß zugegeben werden, daß die Jagd nach dem Dollar in besonders hervorragendem Maße ein charakteristisches Merkmal des amerikanischen Volkslebens ist. Man erzählt, daß ein Yankee sterbend von seinem Sohne Abschied genommen habe mit den Worten: „Mein Sohn, erwirb Geld; auf ehrliche Weise, wenn du's kannst, wenn nicht mein Sohn erwirb Geld!" Hat auch dieses Geschichtchen selbstverständlich sich nie in Wirklichkeit zugetragen, so ist es doch eine treffende Parodie auf den alles beherrschenden Geschäftstrieb des Amerikaners. Verstehen läßt sich dieser unzähmbare Trieb zum Erwerben recht wohl. Der Amerikaner sieht sich in einem Lande voll der großartigsten Erwerbsquellen. Jetzt handelt sich's darum, wem diese Güter gehören sollen. Drum, solange es dem Armen möglich ist, in kurzer Zeit reich zu werden, und solange der Reiche die Möglichkeit vor sich sieht, binnen weniger Jahre zum Millionär zu werden, wird dieser Wettbewerb um Geld

und Vermögen einer der hervorspringendsten Züge am amerikanischen Volksleben bleiben — genau wie es in Deutschland unter denselben Umständen auch sein würde. Wie sehr in Amerika der Geschäftssinn das öffentliche Leben beherrscht ist mir oft in fast komischer Weise entgegengetreten, indem ich auf Gängen durch die Straßen Chicagos nur für einen Augenblick die Worte sammelte, die ich so im Vorübergehen von den mit einander Redenden auffing: „Dollar", „business", „cents", „money", „competition", „goods" — so schwirren die geschäftlichen Ausdrücke durcheinander.

Der gebildete Deutsche hat an dem Amerikaner gewöhnlich die Aussetzung zu machen, daß diesem die Ideale fehlen. Gerock hatte in der ursprünglichen Ausgabe seiner „Psalmblätter" ein Gedicht über den Untergang der „Austria", auf welcher sich auch sein Bruder befunden hatte. In diesem Gedicht kam folgender Vers vor:

Amerika, dich konnt' ich nie recht lieben,
So glänzend sich dein Sternenbanner bläht:
Wo trunken um das goldne Kalb sich dreht
Ein Krämervolk, dem Mammon ganz verschrieben!

Und Lenau, in Briefen an seinen Bruder aus Amerika, schreibt: „Die Amerikaner sind himmelandampfende Krämerseelen. Eine Niagarastimme gehört dazu, diesen Wichten zu predigen, daß es noch andere Götter giebt als den Dollar." Kein Wunder, daß ein Mann wie Lenau sich angeödet fühlen mußte von einem Lande, in dem die elegischen Stimmungen seiner Poesie so übertönt wurden von den Rädern rastloser Tätigkeit. Doch, daß der Amerikaner auch Ideale kennt und pflegt, soll Gegenstand näheren Nachweises werden in den letzten Abschnitten dieser Abhandlung; aber hier möchte ich sagen, daß, genau besehen, selbst die Jagd nach dem Dollar bei dem Amerikaner einen idealen Zug hat. Es ist nicht der prosaische Kampf ums Dasein, von dem er sich zu seinem Ringen angetrieben fühlt. Dieses Ringen um die bloße Existenz, nur um sein Brot zu haben kennt man in Amerika

fast nicht. Denn dort haben selbst die sogenannten Armen, d. h. die weniger Besitzenden in Hülle und Fülle ihr täglich Brot. Eine Armut, wie man ihr in breiten Volksschichten der europäischen Länder begegnet, bei deren Anblick einem das Herz weh tut, habe ich in Amerika fast nirgends zu finden vermocht. Selbst Witwen, die durch Waschen ihre Kinder ernähren müssen, können sich an einen wohlgedeckten Tisch setzen. In einer Landgemeinde, die ich bediente, wohnte in einem gemieteten Blockhäuschen ein Tagelöhner mit Frau und zwei Kindern: sie schlachteten um die Herbstzeit vier wohlgemästete Borstenträger, davon sie das nicht benötigte Fett verkauften und die besseren Teile für sich selbst verbrauchten. Als ich unter vergleichendem Hinweis auf Deutschländische Tagelöhnerfamilien meiner Verwunderung Ausdruck gab, sagte der Hausvater: „Ja, Herr Pastor, damit kommen wir noch nicht aus; mit einem Nachbar zusammen schlachten wir dann noch ein Rind. Soll ich arbeiten, dann muß ich drei Male den Tag mein Fleisch haben.“ Liebig bemerkt einmal, der amerikanische Arbeiter sei darum so leistungsfähig, weil er viel Fleisch und albuminathaltige Speisen zu sich nehmen könne; gewöhnlich müsse der europäische Arbeiter sechs Wochen lang im Genuß dieser Lebensweise gestanden haben, um es mit seinem amerikanischen Kollegen aufnehmen zu können. Mit der Bitte, es gütigst im Sinn behalten zu wollen, daß diese Mitteilungen, in die ich hineingeraten bin, ja nur im Dienst vorhin aufgestellter Behauptung stehen, daß in Amerika das Ringen um Geld und Vermögen nicht den Charakter eines Kampfes ums tägliche Brot trägt, will ich noch einen Augenblick fortfahren. Man macht sich von diesen Zuständen Amerikas in Deutschland kaum eine Vorstellung: so z. B. wenn ich Ihnen mitteile, daß ein Hasenbraten kaum mehr kostet als eine Cigarre (20 Pfennig), und wer sich die Mühe machen will, den Hasen selbst zu erlegen, wozu er volle Freiheit hat, so kann er ihn für einen Schuß Pulver haben, das heißt natür-

lich wenn er treffen kann.[1]) Ein gebratenes Huhn gilt auf dem Lande, selbst bei der ärmsten Tagelöhnerfamilie als ein Essen, zu dem die Hausfrau greift, weil sich anderes so schnell und so billig nicht beschaffen ließ, und der Städter kauft es für 80 Pfennige bis 1 Mark. Wir hatten in Amerika einen Sommer allgemeiner Dürre hinter uns, sodaß während des verflossenen Winters die meisten Lebensmittel auf das Doppelte und Dreifache des gewöhnlichen Preises stiegen; dennoch, wenn auch die kleinen Leute aus diesem Grunde nicht haben zurücklegen oder von ihrer Schuld auf Haus und Farm abtragen können, so sind sie darum doch in keiner Sorge gewesen um das tägliche Essen und Trinken. Folgende Angaben erklären das: ein Maurer erhält 2 Mark Lohn per Stunde, ein Zimmermann 1 Mark 60 Pfennige, ein gewöhnlicher Handlanger 5 Mark pro Tag. Und dabei muß man im Sinn behalten, daß in Amerika als Regel die entbehrlichen Luxussachen teuer, die unentbehrlichen Lebensmittel dagegen billig sind. Wirkliche Armut gibt es in Amerika nur ausnahmsweise, und in kleinen und mittelgroßen Städten, wo solche Fälle nicht lange verborgen bleiben, wird bald Abhülfe geschaffen. In Riesenstädten, wie New-York und Chicago, hat man freilich die sog. slums, wo die Armut so groß ist, wie in Berlin und Hamburg; aber diese Quartiere werden eben gebildet durch Elemente, wie sie nun einmal von dem Bilde einer Weltstadt unzertrennlich sind; die, wenn auch wöchentlich Tausende von Dollars unter sie verteilt würden, doch immer im Sumpf der Armut und Verkommenheit bleiben würden. Amerika ist ein so reiches Land, daß es dort eigentlich keine unvermeidliche Armut giebt. Ich sage daher nochmals: es ist

1) Zu bemerken ist allerdings, daß der Hase in Amerika nicht die Größe seines deutschländischen Vetters erreicht, sondern mehr den Kaninchen gleichkommt; im Westen aber finden sich sehr große Arten, die europäischen an Größe bedeutend übertreffend, solche gelten im Handel 1 Mark 50 Pfennige bis 2 Mark.

nicht die Sorge um die Existenz, die den Amerikaner anspornt zu dieser Dollarjagd. — Damit bin ich zu dem Faden meiner Abhandlung wieder zurückgelangt.

Aber ich behaupte weiter: es ist auch nicht die bloße Lust an dem Gelde um des Geldes willen, sonst würde der Amerikaner es nicht in so flotter Weise wieder ausgeben in großen Summen für Kirchen, Colleges, Bibliotheken, Hospitäler und humanitäre Zwecke aller Art. Eine Zusammenstellung solcher auch nur während eines einzigen Jahres geflossenen Schenkungen würde eine Summe ergeben, von der wir auf dem Pfennigfuß rechnende Deutsche uns nur mühsam einen Begriff machen können.[1])

Also weder in dem Kampf um die Existenz noch in der bloßen Lust an dem Anhäufen von Geld finden wir die Erklärung für jenen Eifer in dem Erwerb von Geld, der das öffentliche Leben Amerikas so sehr charakterisiert.

Was ist's dann? so fragen Sie ungeduldig. Ich antworte: Es ist der dem Amerikaner eigene Unternehmungsgeist, wie man sich in Englisch ausdrücken würde: the spirit of enterprise. Als nach jenem furchtbaren Brand von Chicago, der die ganze Stadt in Asche legte, noch ringsum alles brannte und rauchte, da sah man inmitten eines Schutthaufens einen Pfahl errichtet und daran einen Schild befestigt, auf dem es hieß: „Dieses Geschäft wird eröffnet im März nächsten Jahres!" Ein unverwüstlicher, durch nichts

1) Ja, und unsere deutschen Landsleute verleugnen in der Regel auch drüben ihre Eigenart nicht. Sind sie reich, so sind sie es meist geworden durch harte Arbeit, verbunden mit sorgfältigem Sparen und Zusammenhalten. Darauf ist es dann wohl auch zurückzuführen, daß innerhalb unserer lutherischen Kirche drüben solche Schenkungen und Vermächtnisse so selten sind, sodaß thatsächlich unsere Anstalten, was Ausstattung und Dotierung betrifft, kaum mit denen der Episkopalen, der Presbyterianer, Kongregationalisten und Methodisten Schritt halten können. Je mehr amerikanisiert eine lutherische Synode ist, desto häufiger und großartiger solche Schenkungen.

zu beugender Unternehmungsgeist ist dem Amerikaner eigen. Im Vollgefühl jugendlicher Kraft brennt er vor Begierde, etwas zu unternehmen, und da ist dann Geld das unentbehrliche Mittel zum Zweck, und je größer die Summen, die ihm zur Verfügung stehen, auf desto großartigerer Skala kann er seine Unternehmungen wagen. Kühne Wagestücke sind diese Projekte und Transaktionen freilich oft, und so erklärt sich's, daß man in Amerika so häufig hört von Menschen, die erst arm, dann Millionär waren, dann wieder arm und nochmals Millionär wurden, um schließlich entweder im Palast als berühmte Philantropen oder in einer verfallenen Bretterhütte verschollen, zu sterben. Solche gewaltigen Unternehmungen, wie sie dort immer wieder auf kommerziellem und technischem Gebiet ausgeführt werden, wären ohne Anwendung von viel Geist nicht möglich.[1])

Drum wiederhole ich: es fehlt der Dollarjagd in Amerika durchaus nicht ein idealer Zug: der Dollar ist dem Amerikaner das Mittel zu Zwecken, die wahrlich das Gepräge des Großartigen und des Gigantischen tragen. Bezeichnend ist es auch, daß der, welcher sich sein Vermögen erworben, mehr Ansehen genießt, als einer, der es nur ererbt hat; dieser kann mit jenem vor den Augen der Öffentlichkeit nur dadurch auf gleichen Fuß kommen, daß er in der Verwaltung des Ererbten seine Tüchtigkeit beweist.

So giebt es in Amerika zwar wohl eine Aristokratie des Reichtums, doch meist immer in dieser eben angedeuteten Färbung. In Europa geben Orden Ausweis über Verdienste und Tüchtigkeit. Diese als mit dem Geist der Demokratie nicht recht verträglich, fehlen in Amerika, und so ist dort — vorderhand wenigstens — die Laufbahn des unternehmenden Geschäftsmannes die allernächst liegende Sphäre,

1) Von den fast ans Verbrecherische grenzenden Börsenspielen und Trustverbindungen sehe ich hierbei ab; aber selbst bei Abzug dieser bleiben so unendlich viele großartigen Unternehmungen stehen, daß kein Mensch von Geist ihnen die Bewunderung versagen kann.

in welcher der Einzelne seine geistige Überlegenheit beweisen kann und somit die Höhe des erworbenen Geldes, das am meisten in die Augen springende Mittel gesellschaftlicher Auszeichnung.

Doch das ist hierbei wohl zu merken: Geld allein macht in Amerika nicht den Mann zu einem Glied der Aristokratie. Früher, als eine so große Anzahl der amerikanischen Reichen in der Regel Männer ohne Bildung waren, stand unter diesen höhere Bildung fast in Mißkredit. Seitdem aber in diese Kreise die vielen auf dem College gebildeten Männer und Frauen getreten sind, ist das ganz anders geworden, und heute ist Bildung (refinement) unerläßliches Erfordernis für den, der in den maßgebenden Gesellschaften einer Stadt sich behaupten will. Eine Million, besonders wenn er sie erworben hat, mag ihm immerhin ein gewisses Ansehen geben, aber das für den amerikanischen Parlor so viel bedeutende refinement wird doch mehr und mehr die eigentliche Einlaßkarte.

Wir gehen nun einige Schritte weiter, um von einem andern Gesichtspunkt aus unsere Betrachtungen fortzusetzen.

II.

Die demokratische Regierungsform als Erklärung mancher charakteristischen Merkmale des amerikanischen Volkslebens.

Zwischen der Republik Frankreichs und derjenigen der Vereinigten Staaten ist ein tiefgehender Unterschied. Wenn wir Deutsch-Amerikaner in den Blättern lesen, wie schnell und geräuschlos die Franzosen ihre Präsidentenwahl bewerkstelligen, dann seufzen wir wohl: Könnte das doch bei uns in Amerika auch so sein! Aber während in Frankreich der Präsident alle sieben Jahre gewählt wird von den beiden Kammern der Abgeordneten und des Senats, wird in Amerika diese Wahl alle vier Jahre von dem Volke selbst geübt, indem dieses Elektoren erwählt, mit dem bestimmten Auftrag, für einen gewissen Präsidentschaftskandidaten zu stimmen. Wie sehr von dem Ausgang einer solchen Wahl die Interessen der Kapitalisten und Geschäftsleute, der Minenbesitzer, der Landwirte betroffen werden — davon kann sich der Deutsche eine Vorstellung machen, wenn er an die Bedeutung seiner eigenen Reichstagswahlen denkt. Vor einer Reihe von Jahren, als der Republikaner Mc. Kinly und der Silberdemokrat Bryan das erste Mal im Wahlkampf mit einander rangen, da versprach, so las ich, ein in Speyer sich aufhaltender Amerikaner, seiner Vaterstadt die Summe von

25 000 Mk. zu wohlthätigen Zwecken geben zu wollen, wenn Mc. Kinly als Präsident gewählt werden sollte; wenigstens so viel, jedenfalls aber noch unendlich viel mehr würde also in nur vier Jahren das Mehr seines Gewinnes unter der von der republikanischen Partei garantierten Goldwährung und dem Schutzzoll sein. Kein Wunder daher, daß vor solcher Wahl die Wogen der Volksbewegung hoch gehen. Nicht nur werden allerorts Reden gehalten wie vor den Reichstagswahlen in Deutschland, sondern da gibts von Seiten der verschiedenen Parteien Paraden und Demonstrationen aller Art, Wetten über den mutmaßlichen Ausgang der Wahl werden eingegangen, und daß einer über dem Ganzen seinen Verstand verliert, ist durchaus nicht selten. Freilich Gegenstand der Bewunderung ist für uns dann nachher die Ruhe, mit der jeder sich der auf rechtmäßigem Wege zustande gekommenen Regierung unterordnet; für den aber, der in der Person des Landesoberhauptes, wenn auch nicht den unumschränkten Monarchen, so doch das Symbol der Staatsautorität zu erblicken gewohnt gewesen, ein eigener Gedanke, daß nun nach vollendeter Wahl im Weißen Haus zu Washington ein Präsident sitzt, auf den etwa die Hälfte der Amerikaner schauen als auf den Mann, den sie mit aller ihnen zu gebote stehenden Kraft wieder bekämpfen wollen nach vier Jahren.

Zu dem Allerwiderlichsten, das man in Amerika nur anschauen kann, gehört die Rolle, die bei allen Wahlen, von den Präsidentenwahlen an bis zu den Munizipalwahlen herab, das Geld spielt. In einer Republik von solch riesigen Dimensionen, wie die Vereinigten Staaten, bedürfen die verschiedenen politischen Richtungen der Parteimaschine, um die Agitation für ihre Kandidaten erfolgreich führen zu können. Unter solcher Maschine versteht man eine bis ins Einzelste organisierte Leitung der Wahlkampagne, die in Amerika förmlich zu einer Wissenschaft ausgebildet ist. Zu den ehrlichen Mitteln dieser Leitung gehört z. B. die Verteilung von Flug-

schriften, die Entsendung von Rednern 2c.; aber daneben werden aus der Parteikasse Gelder ausgeworfen um Stimmen zu kaufen. Da ist z. B. ein Geschäftsmann, der viele Arbeiter unter sich hat, die so stimmen werden wie ihr Brotgeber es verlangt: er erhält eine Summe Geldes und verpflichtet sich damit zur Beeinflussung seiner Untergebenen; oder es wird ihm unter der neuen Regierung ein Kontrakt, die Ausführung einer vom Staat zu unternehmenden Arbeit, für hohes Geld zugesagt. Ja, ich habe gesehen wie diese Parteileitung sich sogar an den Prediger des Evangeliums hinanmacht: es wird ihm etwa eine 50 Dollar-Note zum Gebrauch für den Kirchbau in die Hand gedrückt, natürlich in der Erwartung, daß die Glieder der Gemeinde demgemäß ihre Stimmen abgeben. Die Bürgerpapiere für den Ausländer, der sich naturalisieren will, kosten sonst etwas; ist er aber so vorsichtig, diese unmittelbar vor einer bedeutenderen Wahl sich geben zu lassen, so erhält er sie durch Vermittlung der Partei, die ihn als Stimmgeber gewinnen möchte, unentgeltlich. Ja, sogar nach vollendeter Wahl bestimmt in häufigen Fällen doch noch das Geld die Maßnahmen der erwählten Regierung. Es kommt z. B. eine Partei an's Ruder, deren Kandidaten vor der Wahl feierlich gelobten, zu kämpfen gegen Schutzzoll und für Freihandel und gegen die Trust's vorzugehen; aber siehe da, wenn es an die Gesetzgebung geht, wird doch nichts wesentlich geändert. Vielfach liegt's ja daran, daß trotz eines republikanischen oder demokratischen Präsidenten eben doch noch Vertreter aller Parteien im Senat und im Repräsentantenhaus sitzen, die mitzureden haben; aber vielfach kommt es auch daher, daß die erwählten Herren unter dem Einfluß der ihnen von Geldmännern in Aussicht gestellten Summen im entscheidenden Augenblick doch nicht so wirken können, wie sie es vor der Wahl ehrlich vor hatten. So werden auch in der Verwaltung der einzelnen Staaten und Städte oft große Summen unverantwortlich ausgeben. Wir stehen hier vor einer der dunkelsten Schatten-

seiten des amerikanischen Volkslebens, vor einem Zustand, der, wenn er nicht durch so viele, so sehr viele Vorzüge wieder aufgewogen würde, uns Ausgewanderten das schöne Amerika verleiden könnte. — Von kulturhistorischem Interesse für die ganze Welt ist in dieser Beziehung Tammany-Hall in der Stadt New-York geworden. Diese schon am Ausgang des vorigen Jahrhunderts als geheimer Orden gegründete „Hochschule der Korruption" hat mit zeitweisen Unterbrechungen ein ganzes Jahrhundertlang die Stadt New-York terrorisiert und systematisch beraubt. Hier findet sich eine Organisation der politischen Maschine, die in ihrer raffinierten Vollendung einen geradezu diabolischen Charakter hat. Bill Tweed, der berüchtigste unter den auf einander gefolgten Führern dieses Ringes, z. B., verteilte von seinen geraubten Millionen im Winter hunderttausende von Dollars unter die Armen, um die Augen der bedürftigeren Volksschichten von der Enormität seiner Verbrechen abzulenken und zugleich um bei den kommenden Wahlen ihrer Stimmen gewiß zu sein. Während vieler Jahre hielt er die Verwaltung der Riesenstadt in seiner Faust, besetzte alle öffentlichen Ämter, ordnete städtische Unternehmungen an, vergab die Kontrakte, während in seiner Privatkasse, wie in den Kassen der Gesellschaft sich die Millionen mehrten. Endlich nach vielen vergeblichen Anstrengungen der Reformer ereilte ihn ja die Gerechtigkeit. Er wurde 1876 wegen Veruntreuung von sechs Millionen Dollars prozessiert und starb in der Zuchthausjacke zu Sing-Sing bei New-York. Die Stadt seufzte auf, wie von einem Alp befreit. Nach diesem Ereignis war es während einer Reihe von Jahren aus mit dem Einflusse Tammanys. Aber seitdem haben nach einander Kelly und während der letzten 16 Jahre Rich. Croker durch unvergleichliches Organisationstalent die Gesellschaft wieder auf die Höhe ihres früheren Einflusses gehoben, sodaß wiederum während vieler Wahlperioden die Anstrengungen der Reformer der Arbeit des Sisyphus glichen, dessen Stein immer aufs neue

in die sumpfige Tiefe rollte. Am Ausgang des verflossenen Jahres nämlich war Tammany wieder im Besitz der städtischen Ämter, und da mit einem Male gab's Enthüllungen, die zu unserer tiefen Beschämung die ganze Welt in einen Pfuhl von Korruption schauen ließen. Es fand sich nämlich, daß die ganze Polizeimacht der Stadt, die mit einem Aufwand von 10 Millionen Dollars pro Jahr unterhalten wird, vom obersten bis zum untersten Polizisten im Dienste der vom Gesetze untersagten Spielhöllen stand. Gegen hohen Tribut ließen sie nicht nur diese gewähren, sondern warnten sie noch gar per Telephon, wenn von Seiten der Agenten des Ausschau haltenden Reform- und Sittenkomitees ihnen die Gefahr der Ertappung drohte. Da verbanden sich dann alle übrigen politischen Parteien unter einander, um in der bevorstehenden Wahlschlacht Tammany zu besiegen, was dann freilich auch vollständig gelang. Am Morgen nach der Wahl feierten die Tagesblätter den Sieg, indem sie einen Tiger mit dem Gesichte Crokers darstellten: Hals und Hinterfuß zugleich in Ketten geschlagen.

Man sieht hieraus, wie eine ausgedehnte Volksherrschaft unter gegebenen Umständen in ihr Gegenteil, den Terrorismus einiger weniger umschlagen kann. Ich sage unter gegebenen Umständen; es kann nicht genug betont werden, daß die Stadt New-York nicht Amerika ist. Vermöge ihrer Lage und Bedeutung muß ja diese Stadt, das Durchgangsthor aus der alten in die neue Welt, ein Sammelpunkt von Elementen sein, an denen eine korrupte politische Partei den gefügigen Gegenstand für ihre Manipulationen findet. Zustände so schlimmer Art wie in New-York wird man daher in andern Städten Amerikas nicht, oder doch nur sehr vorübergehend antreffen, einfach weil in fast allen derselben die besseren Elemente der Gesellschaft mittels der Wahlen das Heft der Regierung besser in der Hand zu halten vermögen.

Daß unter einem System, nach welchem die Polizeibeamten und selbst die Richter alle paar Jahre unmittelbar

vom Volke neu gewählt worden, es auch oft mit der Gerechtigkeitspflege nicht so bestellt sein kann, wie z. B. in Deutschland, ist auch einleuchtend. Richter und Polizisten möchten womöglich wiedergewählt werden. Da sind sie dann in starker Versuchung ein Auge zuzudrücken, wo es sich um Gesetzesübertretungen politisch einflußreicher Leute handelt. Doch kann jeder wie in Deutschland von einem parteiischen an einen unparteiischen Gerichtshof appellieren.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich schon vermuten, daß in Amerika als Regel diejenigen, welche in der Politik ihren Beruf suchen, nicht zu den Besten und Edelsten der Gesellschaft gehören können. Unter amerikanisch-demokratischen Verhältnissen muß sich eben der Politiker, will er Erfolg haben, meistens zum Demagogen herabwürdigen. Große Politiker freilich mögen eine Ausnahme machen, insofern ihre gründliche Bildung und geistige Überlegenheit sie so hoch stellt, daß sie selbst nicht unmittelbar und mit allen möglichen Mitteln Stimmen zu werben brauchen.

Bevor ich nun zur Darlegung mehr vorteilhafter Eigenschaften am amerikanischen Volksleben übergehe, nämlich solcher, die auf die demokratische Einrichtung zurückzuführen sind, möchte ich unter der Rubrik des mehr Zweifelhaften noch ein Ergebnis aus der alle vier Jahre stattfindenden Erwählung des Präsidenten unmittelbar durch Appellation an das Volk zur Sprache bringen. Steht ein Mann für das Präsidentenamt auf der Wahl, dann liegt, wie schon gesagt, die Leitung der Agitation in den Händen der Parteimaschine. Diese wirbt Männer, die Stimmen werben sollen und bezahlt, wie wir vorhin hörten, in vielen Fällen dafür mit Geld; in andern Fällen aber wird solchen politischen Agenten das Versprechen gegeben, daß sie unter der neuen Regierung ein Amt bekleiden sollen. Solche Beamte, die dann der neue Präsident als Abtragung seiner politischen Schulden zu ernennen das Recht hat, sind nicht nur die hohen Beamten seines Kabinetts und die Konsuln für aus-

wärtige Länder, sondern auch z. B. — und dabei schüttelt der Europäer den Kopf — die Postamtsvorsteher, und so fällt solches Amt häufig in die Hand von Männern, die keine spezifische Ausbildung hierfür empfangen haben. Aber gerade hier ist doch eine irrtümliche Vorstellung, der man vielfach in Europa begegnet, zu korrigieren. Es ist nicht so, daß mit der Erwählung jedes neuen Präsidenten nun auch alle Angestellte, z. B. an einem Postamt, wechseln. So war es früher unter dem sogenannten spoilsystem (Beutesystem). Seitdem ist aber das sog. civilservice system allgemein eingeführt, nach welchem die verschiedenen Postbeamten vor ihrer Anstellung einem Examen unterworfen werden und dann unabhängig von den Präsidentenwahlen im Amte bleiben. Nur der Oberaufseher wird neu ernannt. Ich wollte dieses erwähnen um zu betonen, daß die Überzeugung von der Notwendigkeit gründlicher Berufsvorbildung für die Beamten in Amerika doch schon sehr festen Fuß gefaßt hat.

Hiermit geben wir diesen politischen Geleisen, auf denen unsere Abhandlung sich nun schon fast zu lange bewegt hat, den Abschied und biegen einmal in eine andere Richtung ab.

Ein besonders in die Augen springender Vorzug des amerikanisch-demokratischen Systems ist die durch dasselbe gegebene Betonung der Gleichheit aller. Alle Menschen sind einander gleich geboren — mit diesem Satz beginnt die Konstitution der Vereinigten Staaten. Als der Prinz Solms sich einmal bei Abraham Lincoln um ein Offizierspatent bewarb unter Hinweis darauf, daß er ein deutscher Prinz sei, antwortete ihm Lincoln trocken, er hoffe, sein Titel werde ihm in Amerika nicht schaden.[1]) Die Kinder selbst berühmter

1) Zwar weiß ich, was man hierzu in Deutschland sagt. Es heißt, dem Amerikaner imponiere nichts mehr als eine Person fürstlichen Geblüts, und der neuliche Empfang des Prinzen Heinrich habe das jetzt wieder bewiesen. Es ist allerdings wahr, daß in Amerika mit dem wachsenden Imperialismus auch die aristokratischen Neigungen zugenommen haben; aber in Amerika, dem Lande, in

Präsidenten leben in den Vereinigten Staaten gänzlich ungekannt und unbeachtet. Wohl giebt es auch in Amerika gesellschaftliche Klassen, aber diese entstehen durch die größere und geringere Tüchtigkeit der Einzelnen, wobei meist der Erfolg den Gradmesser bildet, solche Klassen jedoch ohne so strenggezogene Grenzlinien, wie in Europa. Auf der Eisenbahn giebt es nur eine Klasse, es sei denn, daß man die Waggons mit Schlaf- und Speisegelegenheit als eine erste bezeichnen will. Auf diesen steht natürlich ein etwas höherer Preis. Es mag ja sein, daß mit der Zeit sich eine größere gesellschaftliche Exklusivität herausbildet, aber schwerlich unter Verletzung jenes Satzes, daß alle Menschen einander gleich geboren sind. Wie ernst es Amerika mit diesem Grundsatz

---

welchem die unerbittliche Frage: „Was hast du ausgerichtet?“ dem Manne seine Stellung im öffentlichen Leben anweist, darf dieser aristokratische Drang doch nur bis zu einer gewissen Grenze gehen. Und was den begeisterten Empfang des Prinzen Heinrich betrifft, sind folgende Punkte als Erklärung wohl im Auge zu behalten: Zunächst, Prinz Heinrich war nicht nur „ein Prinz“, sondern Bruder des deutschen Kaisers, Enkel des alten Kaisers Wilhelm, Urenkel der Königin Luise. Dann kam Prinz Heinrich als Friedensbotschafter des deutschen Volkes, des Volkes der Denker und Dichter, des Volkes, das die meisten Einwanderer nach den Ufern Amerikas gesandt hat. Ferner war er ein „Saylor-Prince“ — in Amerika steht augenblicklich die öffentliche Meinung im Zeichen der Flotte —, nicht bloß ein nomineller Admiral, so ein bloßes Stück Zierrat, wie in solchen Fällen gewöhnlich die englischen Prinzen, sondern einer, der von der Pike auf gedient hat und im Begriff steht, den höchsten Offiziersposten in der deutschen Marine als vollständig verantwortliche Persönlichkeit sich geben zu lassen. Das ist es eben, was dem Amerikaner imponiert. Dazu kam dann noch diese sympathische Persönlichkeit, demokratisch nach amerikanischem Geschmack, doch ohne auch nur für einen Augenblick seiner Würde etwas zu vergeben und immer seine Worte und Bewegungen charakterisiert durch Takt. Dann endlich, wenn die Volksbegeisterung bei Gelegenheit seiner Reise durch Amerika zu so elementarem Ausbruch kam, so muß man auch bedenken, daß eben das ganze Volk sich als den Empfänger des Besuches betrachtete und sich in der Rolle des Gastgebers fühlte.

ist, sieht man unter anderem auch daran, daß erst 1870 den sonst so unbeliebten, fast nie etwas besitzenden Negern das Stimmrecht verliehen worden ist.

Ich rede von empfehlenswerten Eigenschaften des Volkslebens, die sich aus dem amerikanisch-demokratischen System ergeben. Eine solche ist, und wenn auch nur in fernerer Folge, diese Freiheit der Bewegung, die den an steife gesellschaftliche Traditionen gewöhnten Europäer, wenn er Amerika besucht, so oft in Staunen versetzt. Jeder, wie hoch er auch im Leben gestellt ist, kann z. B. irgend welche Arbeit thun, ohne daß deswegen auf ihn herabgesehen wird und er sich in seiner gesellschaftlichen Stellung kompromittiert. Will er auf der Straße ein Packet unterm Arm tragen, so kann er es. Wenn der Millionär auf dem Heimwege von seinem Geschäft in einem Ladenfenster etwas sieht, das er am Abend auf seinem Suppertisch sehen möchte, so kauft er es einfach und nimmt es selbst mit, und keinem wird es einfallen, sich dabei etwas zu denken. Viele Männer in öffentlichen und hervorragenden Stellungen verbinden mit einem Gang in den Geschäftsteil der Stadt die Besorgung eines Auftrages von seiten ihrer Lady, ohne daß sie fürchten brauchen, dadurch ihrem Stande etwas zu vergeben. Selbst Leute mit gutem Einkommen können der hohen Löhne wegen eben oft nicht Dienstboten haben. So behilft sich denn eine Familie, und der Mann trägt unbedenklich seinen Teil der Last. Aber es existiert in Amerika überhaupt auch nicht solche Anschauung, die es ihm verböte. Lassen Sie mich das einmal durch einige Beispiele erläutern. Einmal besuchte ich im Staate Illinois ein College. Der Präsident der Anstalt, ein durch's ganze Land anerkannter Pädagoge führte mich durch die Räume, zeigte mir die Bibliothek und schließlich trafen wir an einer Treppe einen Mann, der mit aufgestülpten Ärmeln seine Janitordienste verrichtete. Jetzt machte der Direktor Halt und sagte in fröhlichster Unbefangenheit: „Und jetzt will ich Ihnen noch meinen Bruder vor-

stellen." Seinen Bruder als Pedell zu haben in einem Institut, dessen dirigierendes Haupt er war, das war ihm keine Schande und wurde auch von keinem einzigen der Lehrer und der Hunderte von Schülern als solche empfunden. — Vor einigen Jahren hatte ich Besuch von jemandem, der in Deutschland vorwiegend in den sogenannten besseren Gesellschaftskreisen verkehrt hatte. Draußen im Hof sägte ein junger Mann mein Holz, und es fiel die Bemerkung, daß das der Sohn des Präsidenten unseres College sei. Mein Gast stand nachdenklich an dem Fenster, sein Auge mitleidsvoll auf den jungen Mann geheftet und sagte dann: „Ja, es ist doch traurig, wenn Eltern solche Erfahrung an ihren Söhnen machen müssen." Ich lachte, und sagte: „Weder dieser Jüngling, noch seine Eltern sind im geringsten zu bedauern. Er hat mit Ehren das College absolviert, und während seines Aufenthalts im Elternhause, bis zur Entscheidung für einen definitiven Lebensberuf, will er doch wenigstens versuchen, sich sein Taschengeld selbst zu verdienen, obwohl sein Vater, der ein Gehalt von 8000 Mark hat, es ihm ja gerne geben würde. Auf solchen Sohn können Eltern doch stolz sein." Mein Gast schüttelte den Kopf, er verstand das nicht. — Jetzt werden Sie sich auch nicht mehr wundern, wenn ich mitteile, daß viele, ja vielleicht die allermeisten Studenten der amerikanischen Colleges während der drei Monate langen Sommerferien sich die Mittel zum Weiterstudieren zu verdienen suchen. Der Eine kolportiert Bücher und Bilder, ein Anderer zieht los mit seinem Photographenapparat, ein Dritter wirkt als Lehrer des Deutschen an einer Kirchenschule, ein Vierter nimmt die Stelle eines Fahrstuhlführers in einem Geschäft, ein Fünfter geht als Knecht zu einem Farmer, und dieser wird bei seiner Rückkehr es nicht etwa zu verbergen suchen, daß er während der Ferien so gewöhnliche Arbeit gethan. Kürzlich fuhr ich in einem Wagen mit zwei Herren vorgerückten Alters, die es beide im Leben weit gebracht hatten: der eine als Be-

sitzer eines großen Geschäfts, der andere als Leiter eines bedeutenden Bildungsinstituts. Im Laufe der Unterhaltung bemerkte der Geschäftsmann: „Von meinem zwölften bis zum achtzehnten Lebensjahre habe ich jeden Sommer nach Schluß der Schule unter den Farmern als Knecht gearbeitet." „Das habe ich auch," bemerkte mein Berufsgenosse. Der Erstere aber hatte die Bemerkung nicht gemacht, um damit etwa den Kontrast zwischen früher und jetzt zu beleuchten, sondern er hatte hinzugefügt „und zwar in jenen geldarmen Zeiten für fünf Dollars monatlich"; der geringe Lohn war ihm nur das Bemerkenswerte an der Sache, sonst war es ihm mehr als selbstverständlich, daß jeder Jüngling bereit sein muß, als Bauernknecht seine Laufbahn zu beginnen. — In der sehr großartig eingerichteten Universität Chicagos studieren viele Jünglinge und Jungfrauen, die durch Fegen der Zimmer, durch Koch- und Aufwartedienste, durch Sekretärarbeit aller Art sich ihren Unterhalt verdienen, und darum werden sie von keinem ihrer Mitstudenten über die Schulter angesehen. — Vielleicht hat der eine oder andere meiner Zuhörer mir im Stillen widersprochen, indem ich diese Erscheinungen am Volksleben als aus dem amerikanisch-demokratischen System resultierend, betrachtete. In der That mag es scheinen, daß wir es hier lediglich mit einem noch unentwickelten gesellschaftlichen Geschmack zu thun haben. Aber dann müßte ein Vergleich zwischen den östlichen und den westlichen Staaten das schon jetzt andeuten. Das ist aber nicht der Fall. In ganz Amerika kann jeder, und wenn im Leben auch noch so hoch gestellt, irgend welche Arbeit thun, die er selbst für nötig hält. Auch jene vornehme Hungerleiderei, da eine Familie unter unbeugsamen Standesforderungen nach außen glänzen muß, um dann nachher hinter verschlossenen Thüren trocken Brot essen zu müssen, wird dort nie Fuß fassen dürfen. Es fließen diese so ganz andersartigen, viel natürlicheren Anschauungen der Amerikaner eben doch aus der oft kritisierten demokratischen Grundüberzeugung,

daß der Staat um der Einzelnen willen da ist, nicht umgekehrt, der Einzelne um des Staates willen. Daraus folgt ihm dann wieder, daß die Interessen der Einzelnen den Urteilen der Masse übergeordnet sind. Den Schattenseiten dieses amerikanischen Individualismus begegnen wir ja hier und da, aber das eben Geschilderte zeigt uns doch wenigstens eine Lichtseite desselben.

So ist auch die Anregung zu individueller Initiative und, daraus folgend, der drüben herrschende Unternehmungssinn gewiß zurückzuführen auf den amerikanisch-demokratischen Geist. Nicht nur, daß der Einzelne in dem großen Lande so viele Gelegenheiten vor sich sieht, sondern keine Geburts- und Standesschranken, ja, auch keine Bildungsschranken hindern ihn, in den Wettbewerb einzutreten. Ausgehend von der Überzeugung, daß der Ärmste wie der Reichste Anspruch auf eine höhere Ausbildung hat kann in den größeren Städten jeder bis zum 21. Lebensjahre kostenfrei alle niederen und höheren Schulen durchlaufen, und womöglich werden noch gar die Bücher frei geliefert; aber wurde er durch irgend einen Umstand an der Erlangung dieser Ausbildung gehindert, dann steht ihm immer noch der Weg des self made man offen, und wenn er als Autodidakt wirklich etwas erreicht, so befindet er sich in keinem Nachteil demjenigen gegenüber, der ein Diplom von einer Hochschule vorzeigen kann. Man fragt in Amerika nicht: Wo kommst du her? Durch welche Schulen bist du gegangen? sondern: Was kannst du? Es ist richtig, was einmal einer gesagt hat, Amerika sei eigentlich nur ein anderes Wort für opportunity, Gelegenheit. Edison begann seine Laufbahn als Zeitungsjunge, erlernte in den Nächten die Handhabung des Telegraphenapparats und ist der Erfinder der Phonographen, des Gesangstelephon, des Megaphon, des Mnemographen, der elektrischen Glühlampe und vieler anderer Dinge geworden. — Einmal suchte ich in der öffentlichen Bibliothek Chicagos ein Werk. Da sah ich an einem der langen Lese-

tische vor einem dicken Buch einen Jungen sitzen, die Haare ungeordnet in die Stirn hinabhängend — so recht das Bild eines Stiefelputzers von der Straße. In mich fuhr die Lust, zu erfahren, über welchem Buch der wohl studiere. So ging ich hinter der betreffenden Reihe Lesender entlang, sodaß ich diesen über die Schultern sehen konnte und sah, daß es ein Werk mit mathematischen Figuren war. Das sind nun schon viele Jahre her. Wer weiß, was der inzwischen aus sich gemacht hat. Aber ich wollte damit sagen: in Amerika kommt das Talent, wo es vorhanden ist, leicht zur Entfaltung, denn unter den dortigen Verhältnissen ist es von Gelegenheiten umringt. Amerika ist das Land der individuellen Initiative. Man bleibt nicht in den alten eingetretenen Wegen. In großer Freiheit wechselt man z. B. seinen Beruf, bis man den findet, in den man hineingehört. Und in einem bestimmten Beruf wiederum bindet man sich auch nicht an althergebrachte Methoden, sondern jeder versucht neue Wege auf eigene Hand. Selbst der Bauer, von dem man es sonst am wenigsten erwartet, versucht unablässig und experimentiert nach allen Richtungen. Damit bin ich nun bei dem 3. Abschnitt meiner Abhandlung angelangt.

III.

„Der praktische Amerikaner."

Das Gebiet, auf welchem die Amerikaner anerkanntermaßen Bedeutendes und Originales geleistet haben ist das der Technik, und auf diesem wieder ist besonders das Maschinenwesen hervorzuheben. Die Erklärung hierfür ist besonders in dem Umstand zu suchen, daß sich in Amerika schon sehr früh ein Mißverhältnis zwischen den Erwerbsquellen und den zur Ausbeutung derselben nötigen Arbeitskraft herausstellte. Es fehlte an Arbeitern, und so mußten mechanische Arbeitsmittel erfunden werden. In rascher Folge entstanden zunächst eine Anzahl landwirtschaftlicher Maschinen, die immer vollkommener gestaltet wurden, und heute gibt es fast keine Arbeit des Landmannes, die er nicht durch irgend eine dafür geschaffene Maschine verrichten kann: er säet mit der Maschine, arbeitet zwischen dem frisch aufgeschossenen Korn mit den mannigfachsten Maschinen, erntet mit der Maschine, sodaß, während das Gespann rasch vorwärts geht, die gebundenen Garben ohne die geringste Handarbeit zur Erde fallen. Die meisten dieser Maschinen freilich kennt man in Deutschland jetzt auch. Dann, selbstverständlich, wird mittelst großer Dampfmaschinen gedroschen. Es dürfte in Amerika kaum ein einziger Dreschflegel gefunden werden, es sei denn, daß ein solcher als Reliquium aus der alten Heimat importiert worden wäre. Ein großes Fuder Heu wird in etwa fünf Griffen mit Hilfe einer Maschine entladen. Die Reparierung der Wege findet durch Maschinen statt ꝛc. ꝛc. — Zu den

landwirtschaftlichen Maschinen kamen früh solche für allerlei Hausarbeit. Die Nähmaschine wurde in Amerika erfunden. Und damit ging's für die Fabriken an die Ausbildung der sogenannten Werkzeugmaschine. Der Amerikaner erhob diese, die bis dahin in minder vollkommener Form nur als Beihilfe in der Industrie gedient hatte, auf die Stufe des Arbeiters selbst. Dann kam sein findiger Kopf auf ein vollständig neues Industrieprinzip, die sogenannte „Massenpräzisionsfabrikation": in einer Fabrik werden viele Maschinen für die verschiedenen Zwecke des zu fabrizierenden Gegenstandes aufgestellt, und alle Leistungen der zehn Finger werden durch Maschinenelemente hervorgebracht. In einem Artikel des „Berliner Tageblattes" hieß es unlängst: „Der Amerikaner kommt mit einem weit reiferen Erzeugnis auf den Markt als wir", und der Verfasser desselben gab als Grund dafür Folgendes an: Der deutsche Fabrikant habe noch vorwiegend Handarbeiter, und die daneben gebrauchten Maschinen repräsentierten kein so großes Kapital, als daß sie nicht bald wieder durch andere, mehr vervollkommnete ersetzt werden könnten. Darum beginnt der deutsche Fabrikant schon gleich zu fabrizieren, um zunächst einmal etwas zu verdienen und in der Absicht, später mittels einer anderen Maschine Besseres und Vollkommneres zu leisten. Die Maschine des Amerikaners dagegen, so führte das „Tageblatt" aus, habe, eben weil sie die Stelle des Arbeiters selbst einzunehmen hat, mit einem zu hohen Kostenaufwand hergestellt werden müssen, als daß er sie schon so bald wieder durch eine neue ersetzen könnte: Daher dürfe er mit der Fabrikation nicht zu beginnen wagen, ehe sein Erzeugnis nach Möglichkeit ausgearbeitet und vervollkommnet ist. — Derselbe sehr interessante Artikel behauptete ferner, daß Amerika über bessere Präzisionshandarbeiter verfüge, als Europa und zwar darum, weil dort fast keine unterwertige, sondern fast nur hochwertige Arbeit verlangt werde (nämlich für Erzeugung der Modelle u. s. w.), und da auf so wertvoller Arbeit ein hoher Lohn

stehe, so liege in diesem Umstand ein steter Reiz zur Vervollkommnung. Aber es ist noch etwas anderes, das den amerikanischen Techniker in der Praxis so tüchtig und findig macht. In Deutschland hält man den angehenden Ingenieur lange in der Schule, legt den Grund mit einer tüchtigen Allgemeinbildung, und was die Fachbildung betrifft, wird viel Gewicht gelegt auf die Erlernung aller Theorieen, die nur irgendwie mit dem speziellen Fach verwandt oder nicht verwandt sind. So verbringt der deutsche Schüler seine Jugendjahre, die Jahre der intensivsten geistigen Empfänglichkeit in steter Beschäftigung mit der Theorie und wird dadurch thatsächlich etwas abgestumpft gegen die später an ihn herantretenden Eindrücke der Praxis. Ganz entgegengesetzt der Amerikaner. Erstens herrscht bei ihm das ausschließlichste Spezialistentum. Weil das vorhin erwähnte Massenpräzisionsindustrieprinzip unter amerikanischen Verhältnissen durchaus ein möglichst vollendetes Produkt erfordert, opfert der amerikanische Techniker seine ganze Zeit dem Bestreben, in einem Sonderfache so tüchtiges wie nur möglich zu leisten und läßt alles andere, was mit diesem einen Fach nicht in Verbindung steht, unbeachtet. Dann, zweitens, nachdem er auf theoretischem Wege sich das Notwendigste angeeignet hat, lernt er alle fernere einschlägige Theorie in steter Beschäftigung mit der Praxis; so wird vom ersten Beginn seiner Schulung an seine Rezeptivität für die Eindrücke der Praxis nicht abgestumpft, sondern eher erhöht. Es läßt sich nun zwar nicht leugnen, daß der deutsche Arbeiter durch seine umfangreichere Ausbildung besser imstande ist, der ganzen Entwicklung der Technik zu folgen; aber der Amerikaner macht diesen Mangel durch seine viel größere Schulung in der Praxis wett, und immer wo es sich um den Anbau und Ausbau eines *erworbenen* technischen Gebietes handelt, ist der Amerikaner im Vorteil. Denn hier hat die Wissenschaft einen geringeren Wert als die ausgebildete Praxis; hier kommt es vor allem darauf an, daß man mit den Dingen vertraut ist, sie zu be-

handeln weiß, und in solchen Fällen erzielt der Amerikaner weit bessere Ergebnisse als der Deutsche. Die deutsche, die europäische Wissenschaft ist aber der amerikanischen wieder überlegen, wo die Praxis versagt und „die Vervollkommnung nur auf breiter, theoretischer Grundlage durch die Wissenschaft gewonnen werden kann", und so ist es wohl nicht zufällig, daß z. B. mehrere der großartigsten Brückenbauten in Amerika von einem in Deutschland geborenen und ausgebildeten Ingenieur, Aug. Röbling, ausgeführt worden sind, nämlich die 3300 Fuß lange Brücke zwischen Brooklyn und New-York, ferner die berühmte Hängebrücke über den Niagara, weiter der an Drahtseilen hängende Kanalaquädukt über den Alleghanifluß und endlich die große Brücke über den Ohiofluß bei Cincinnati. Auf diese Werke sind wir Deutsch-Amerikaner selbstverständlich nicht wenig stolz. Damit wir aber nicht zu stolz werden, erinnert uns der Amerikaner an die von einem Eads 1876 vollendete, 680 Meter lange Brücke über den Mississippi bei St. Louis, und beim Anschauen dieses Riesenwerkes wächst unsere Verwunderung zum Staunen, wenn wir erfahren, daß der Erbauer dieser Brücke, die in Meyer's Konversationslexikon, „eine der bedeutendsten Bogenbrücken der neuesten Zeit" genannt wird, ein Autodidakt, ein self made man war, der in seiner Jugend, statt zur Schule gehen zu können, hatte arbeiten müssen, und der als Eisenbahningenieur seine Laufbahn beginnend, alle seine riesigen Kenntnisse sich lediglich durch die Praxis erworben hatte. — Wenn ich vorhin gelten ließ, daß in rein wissenschaftlicher Hinsicht der europäische höhere Techniker dem amerikanischen überlegen sei, so muß ich das allerdings doch beschränken auf den Durchschnitt der in Amerika wirkenden Ingenieure. Diejenigen von diesen, die ihre theoretische Ausbildung z. B. in der weltberühmten Schule zu Westpoint am Hudson, oder auf einer der größeren technologischen Schulen innerhalb der Staatenunion erhalten haben, werden sich von ihren europäischen Kollegen nicht mehr übertreffen lassen.

Aber in diesem Abschnitt haben wir's zu thun mit „dem praktischen Amerikaner". Daß er ein unvergleichlicher Praktiker ist, zeigt sich in hundert und in tausend kleinen Dingen und Umständen, die wir Deutschamerikaner drüben täglich beobachten und oft bewundern. Das Merkwürdigste ist, daß er immer alles kann, ohne es gelernt zu haben. So kann er plötzlich hinter dem Ladentisch hervortreten und macht ohne viel Übung einen verhältnismäßig guten Soldaten. Allerdings, was Drill und Disziplin betrifft, ist ein amerikanisches Regiment mit einem deutschen nicht zu vergleichen,[1]) aber Thatsache ist, daß der Amerikaner vermöge seiner praktischen Anlagen sich rasch etwas aneignen kann und schnell in einer Lage sich zurecht zu finden weiß. In dem Kriege mit Spanien haben sich die amerikanischen Schützen durch große Treffsicherheit ausgezeichnet. Die Erklärung hierfür liegt einfach in der dem Amerikaner wie angeborenen Fähigkeit im Umgang mit allem, was Maschine heißt, und in der Übung, die, bei der Jagdfreiheit, fast jeder Junge im Gebrauch des Gewehres hat. So sah ich es einmal, wie ein Bursche nach einem mehrstündigen Jagdausflug zurückkam mit etwa sechs Eichhörnchen: jedes hatte er mit seiner Kugel durchs Auge getroffen und so die Tierchen rasch und ohne Qual getötet. Solche Rekruten lernen schnell. Ferner erinnere ich an das von Präsident Roosevelt damals formierte wilde Reiterregiment. Roosevelt selbst, damals Polizei-Chef von New-York — wo er, nebenbei bemerkt, die hervorragendsten Manneseigenschaften im Kampf gegen Tammany gezeigt — hatte nie den Soldatenrock getragen, und ebenso ungeübt vom ersten bis zum letzten Mann war das ihm zur Verfügung

1) Als bei der Philadelphia-Weltausstellung ein Paradeaufzug von Truppenteilen aller bedeutenderen Nationen stattfand, und als unter den Engländern, Franzosen und Russen sich die Deutschen zeigten, da rief, wie mir von einem Augenzeugen mitgeteilt wurde, ein unter den Zuschauern stehender Amerikaner, vom Eindruck hingerissen, aus: „Look at there, that's the Prussian step!"

stehende Material; aber das Regiment war in wenig Wochen in hohem Grade leistungsfähig. Es läßt sich das erklären. Die verschiedenen Pferderassen sind in Amerika reichlicher und im Anschaffungspreis billiger, weil dort die Zucht nicht, wie in Deutschland, von Behörden überwacht wird. Zu dem ist das Futter billig, und so findet sich das Luxuspferd in fast allen Familien, ja vielfach bringt der Bauernknecht sein eigenes Tier mit in Dienst, das er an den Abenden und am Sonntag zu seinem Vergnügen gebraucht. Es giebt daher in Amerika gewiß nur sehr ausnahmsweise einen Jungen im Alter von 10—12 Jahren, der nicht Reiten und Kutschieren gelernt hat. Kein Wunder daher, daß Roosevelt mit der Einexerzierung seines wilden Reiterregiments wenig Schwierigkeiten hatte. So ist der Amerikaner also von Jugend auf umringt von Veranlassungen, die ihn im Praktischen erziehen.

Zu diesem Erziehungsmoment kommt dann die im vorigen Abschnitt berührte Freiheit gegenüber allem Hergebrachten noch hinzu und das Fehlen all jener ungeschriebenen Ordnungen, innerhalb deren in Europa das industrielle Leben sich so ruhig und konservativ bewegt. So weiß man drüben z. B. nichts von einer Lehrlingszeit von 3—4 Jahren. Wer ein Handwerk oder ein Geschäft erlernen will bekommt im ersten Jahre wenig Lohn, im zweiten mehr, u. s. w. Abbrechen kann er jede Woche, ja jeden Tag, und oft wechselt er mehrfach bis er den ihm zusagenden Beruf findet. „Man wird selten das, was man ursprünglich werden wollte," so sagte mir kürzlich ein Mann, der jetzt das größte en gros Blumen- und Samengeschäft in den westlichen Staaten hat; er hatte im Kolonialwarengeschäft angefangen. Dieses Wechseln giebt Übung in allem. In meiner früheren Gemeinde, einer größeren Landgemeinde, hatten viele Farmer auf ihrem Gehöft eine Werkstatt, in welcher sie den Hufbeschlag ihrer Pferde besorgten, Schlosserarbeit, Tischlerarbeit, Sattlerarbeit, Schuhmacherarbeit selbst verrichteten, d. h. wenn es sich doch

nicht um zu komplizierte Arbeit handelte. Solche Farmer lächelten dann wohl über einen in älteren Jahren aus Deutschland eingewanderten Bauer, der, wenn er sein Beil mit einem neuen Stiel versehen haben wollte, feierlich anspannte und nach der nächsten Stadt zu einem Tischler fuhr. So kommt es auf dem Lande häufig vor, daß, wenn eines Farmers Haus abbrennt, dann alle seine Nachbarn sich zusammenthun, um ihm wieder ein neues zu bauen, sodaß er nur für das Material zu bezahlen hat. — In Verbindung mit dem „Westl. Theol. Seminar," dessen deutsches Departement ich leite, befindet sich ein College, von etwas über hundert Studenten besucht. Das Hauptgebäude dieses Instituts wurde unserer General-Synode von der Stadt geschenkt unter der Bedingung, daß sie in demselben stets ein College ersten Grades unterhalte. Im Einklang mit dieser Bedingung wurden für höheres Gehalt als gewöhnlich eine Reihe besonders tüchtiger Lehrer berufen. Nachdem ich dieses zum Schutz unseres College vorausgesandt, kann ich fortfahren mit einer Mitteilung, die sie sonst veranlassen könnte, mit Geringschätzung von dieser Anstalt zu denken. Als Nachbar zu meiner Rechten wohnt einer dieser Lehrer, nämlich der, welcher mit einem Kollegen das Lateinische und Griechische in der Anstalt zu unterrichten hat: sein zweistöckiges Haus, acht Zimmer enthaltend und mit zwei Veranden versehen, hat er während einer drei monatelang dauernden Ferienzeit selbst gebaut! Als Nachbar zur Linken von meinem Hause wohnt der Mathematiker, eine als sehr tüchtig geschätzte Lehrkraft. An einem Nachmittag entlud sich über unserm College-Hügel ein heftiges Gewitter, der Blitz schlug ein in meines Nachbars Stall, sein Buggypferd getötet und das Stallgebäude ging in Flammen auf. Zwei oder drei Wochen später erhob sich an derselben Stelle, von außen schön gemalt, ein neuer Stall: Der Professor der Mathematik mit seinen beiden Knaben im Alter von zehn bis zwölf Jahren hatten ihn selbst wieder gebaut, da zur Zeit des Unglücks gerade die Sommerferien ihren Anfang genommen hatten.

Verstanden kann ich hier nun freilich doch nur werden, wenn ich noch hinzufüge, daß in Amerika die meisten Häuser aus Holz gebaut werden, und da kann man, wenn man sich erst über einen Plan klar geworden ist, in der Holzhandlung und aus der Drechslerfabrik alles fertig kaufen, und der Baumeister braucht nur zusammenzusetzen, was offenbar zusammen gehört. Durch mehrere Bilder, die ich bei mir führe, könnte ich Sie davon überzeugen, daß ein solch aus Holz gebautes Haus durchaus nichts mit den alten Blockhäusern gemein hat; im Gegenteil, durch die vielen besonders an die Erker, die Ränder des Daches und an die Veranden gewandten Verzierungen, dazu noch unter Mitwirkung von drei bis vier mit einander harmonierenden Farben, eher wie ein Schmuckkasten aussieht. Solch Haus ist auch nicht darauf berechnet, durch Jahrhunderte hindurch von Generation auf Generation sich zu vererben; nein, 25—30 Jahre — länger bleibt's nicht stehen, dann kommt ein anderes Geschlecht mit andrem Geschmack, das sich nun einmal in einem neuen Stück von Architektur versuchen mag.

In Amerika ist alles angelegt auf Raum für Fortschritt. So bauen sie drüben z. B. eine Kutsche oder Equipage nicht so dauerhaft und teuer, daß sie für Kind und Kindeskinder halten muß; nein, nach zehn, fünfzehn, höchstens zwanzig Jahren setzt man das Alte beiseite und kauft etwas Neues, zweckmäßiger gebautes. Neben der Equipage hat man drüben das „Buggy", ein ganz leichtes Gefährt mit Sitzplatz für nur zwei Personen, dessen Räder wie Spinnräder aussehen.[1]) Überhaupt verzichtet der Amerikaner bei Wagen, Pflug, Egge lieber auf ein wenig Qualität, wenn dafür die Last für das Zugtier etwas leichter werden kann. Das ist dann nicht Humbug, wie es dem Europäer oft erscheint, sondern eben der praktische Sinn, von dem hier die Rede ist.

1) Auf vielen Farmen findet man zwei, drei und mehr solcher Buggies, mittels derer am Sonntag die Familie in kleinen Abteilungen zur Kirche fährt, und häufig haben die Knechte ihr eigenes Gefährt.

Noch muß ich das Geschick der Amerikaner in der Fabrikation von Schuhen erwähnen. Sie werden lächeln und denken, daß ich jetzt kleinlich zu werden beginne. Doch lassen sie mich erzählen, warum mir gerade die Schuhe vor Augen treten. In unser College und Predigerseminar zu Atchison treten alljährlich Jünglinge aus Deutschland, Söhne ärmerer und wohlhabenderer Eltern. Aber immer, wenn sich uns diese jungen, stets so geschätzten Leute zum erstenmal vorstellen, fällt unser Blick wie unwillkürlich auf ihre Schuhe, deren Form uns sogleich sagt, daß sie aus Europa kommen müssen. Es fehlt dem europäischen Schuh bei aller Dauerhaftigkeit die Eleganz der Form, die der amerikanische Fabrikant seinem Rappen zu geben versteht. Die werten Anwesenden werden mir ob dieser Behauptung nicht zürnen. Wir von drüben müssen ja Deutschland in so vielen Stücken den Vorrang lassen; Sie werden es Amerika sicher herzlich gern lassen, daß es auf praktischem Gebiet hier und da einen kleinen Vorzug vor den Mutterländern aufzuweisen hat. Also die Schuhe — ja, wenn den aus Deutschland bei uns eingetretenen Zöglingen ihre amerikanischen Kollegen sagen, was ich vorhin behauptete, dann wollen sie das erst nicht wissen, aber es vergeht kein halbes Jahr bis sie sich ein amerikanisches Paar Schuhe kaufen und froh sind, daß sie ihre alten beiseite setzen können. In Verbindung hiermit muß ich ein ergötzliches kleines Erlebnis erzählen. An die deutschlutherische Kirche einer größeren Stadt im Innern Amerikas wurde ein eben aus Deutschland angelangter junger Pastor berufen. Kurz nach Antritt seines Amtes traf sich's, daß ich im Interesse unserer Predigerseminararbeit bei der Gemeinde einkehrte. Zwischen ihr und ihrem neuen Pastor herrschte die Zeit der ersten Liebe. Alle waren entzückt von seinen schönen Predigten, seinen geselligen Gaben, seinem anziehenden und imponierenden Äußern. Da kam ein Vorsteher zu mir und, nachdem auch er seiner Befriedigung über die glückliche Pastorenwahl Ausdruck gegeben, vertraute er es mir halb

verschämt, aber nichts desto weniger ernstlich, daß ihr neuer Pastor wirklich nicht in den aus dem alten Vaterland mitgebrachten Schuhen gehen könne. Er wies hin auf den Presbyterianerprediger, auf den Methodistenprediger und andere geistliche Herren der Stadt, wie tadellos diese von Kopf zu Fuß gekleidet seien, und so geringfügig solche Äußerlichkeiten ja auch schienen, in einer solchen Stadt müsse der Pastor der deutsch-lutherischen Gemeinde eben doch repräsentieren. Und nun bat er mich wirklich, ob ich es dem jungen Pastor nicht schonend bemerken wolle; von den Vorstehern möge es ihm keiner sagen aus Furcht zu verletzen. Ich übernahm gern diesen lustigen Auftrag. Aber mein junger Freund wurde doch fast verstimmt darüber. Er sagte: Ich habe mir vor meiner Abreise aus Deutschland drei Paar extra gute Schuhe machen lassen, und nun soll ich sie hier nicht tragen? Ein ander Mal besuchte ich einen aus Deutschland eingewanderten Pastor, ebenfalls in einer größeren Stadt stationiert; er beklagte sich bei mir, daß die Leute an seinem Hut etwas auszusetzen hätten und er habe ihn doch kurz vor seiner Abreise in Berlin neu gekauft. Man muß aber tatsächlich sagen, daß, wie in vielen andern Stücken, so auch in Schuhen, Hüten, in der Fabrikation von Anzügen und Garderoben aller Art, für Damen und Herren, die Amerikaner das ihnen eigene praktische Geschick beweisen.

Doch nun genug von dem praktischen Amerikaner hinsichtlich all solcher technischen Dinge, und bevor ich diesen Abschnitt schließe, noch einige Beispiele davon, wie er auch sonst im Leben seine praktische Art nicht verleugnet.

Im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben Amerikas in Verbindung mit Festen aller Art spielen humorvolle theatralische Aufführungen eine große Rolle. Zwar beklagen wir es, daß unter manchen Denominationen diese Art von Unterhaltungen in Sonntagschule und kirchliche Jugendvereine anstößiges Weltwesen hineintragen; aber interessant sind mir diese Aufführungen oft gewesen als lebendige Veranschau-

lichungen von dem Geschick des Amerikaners, in irgend einer noch so schwierigen Rolle sich zurecht zu finden und als Illustrationen von der persönlichen Gewandtheit, die ihn überhaupt im Leben kennzeichnet. Was bei festlichen Gelegenheiten die Studenten und Studentinnen unseres College hier leisten, erfüllt jeden noch so weit gereisten Europäer, der bei uns einkehrt, mit Staunen.

Ähnliche Eindrücke teilen sich einem mit, wenn man in einer kirchlichen Versammlung Amerikas wahrnimmt, wie bei dem Singen eines Liedes die Anwesenden sich wie von selbst in die vier Stimmen teilen, so daß ohne vorhergehende Verabredung und Einübung der Gesang mehrstimmig zum Vortrag kommt. Und das ist so, obwohl, was wirkliche Kunst in Gesang und Musik betrifft, Amerika auf das Eingreifen europäischer und besonders deutschländischer Künstler angewiesen ist.[1])

Den praktischen Amerikaner habe ich ferner oft bewundern müssen, wenn ich sah, mit welcher Sicherheit und mit wie viel Geistesgegenwart er in einer organisierten Versammlung die parlamentarischen Regeln zu handhaben wußte, wie er in der Debatte immer mit klarem Urteil Hauptsache und Nebensache von einander zu scheiden und in der Abfassung von Beschlüssen immer mit sicherem Griff das punctum saliens zu treffen verstand.

Damit komme ich auf die öffentliche Rede zu sprechen, und gerade hier kommen dem nachdenkenden Zuhörer deutschländischer Erziehung die hervorragenden praktischen Gaben des Amerikaners zum Bewußtsein. Seine Redner verstehen

---

1) Den Schlüssel hierfür haben wir vielleicht in einer Behauptung Professor Münsterbergs von Harvard-College, die für mich Gegenstand vielen Nachdenkens gewesen ist: der Durchschnittsmensch, so sagte er, sei in Amerika verhältnismäßig hoch entwickelt, aber über diesen Durchschnitt gehe es nur zu selten hinaus; die amerikanische Demokratie sei dem Aufkommen eines wirklichen Genius nicht förderlich.

es, wissenschaftliche Materien in ein populäres Gewand zu kleiden. Ich habe in den englischen Kirchen, besonders an Sonntagabenden, viele religiöse Vorträge gehört, die sich mit den tiefsten Fragen der Theologie und Philosophie beschäftigten, aber in einer Weise, daß die Zuhörer keinen Augenblick in der Aufmerksamkeit nachließen. An der anglo-amerikanischen Kanzel hätte ich viel zu tadeln, aber man muß es ihr lassen, daß sie es versteht, Satz für Satz sich in den Gedankengängen des schlichten Volkes zu bewegen. Der amerikanische Redner versteht etwas an und für sich Abstraktes so zu sagen, daß es konkret wird. Der Evangelist Moody war darin Meister. Aber er war in dieser Hinsicht durchaus keine Ausnahme. Manchen nun freilich wird diese Gabe, ihre Gedanken so realistisch aussprechen zu können, daß man sie gleichsam mit Augen sieht und mit Händen fühlt, zu einer Klippe, an der sie unter bewußtem Haschen nach Effekt und unter Anwendung des ihnen zu Gebote stehenden Humors dem abgeschmacktesten Sensationalismus anheimfallen. Der berühmte Prediger Talmage ist dieser Gefahr durchaus nicht immer entgangen. Am weitesten in dieser Richtung aber geht wohl der sogenannte Evangelist Sam Jones, ein moderner Abraham a Santa Clara. Wie einst dieser, so wirkt auch er durch das Scheidewasser eines Witzes, dem man es anmerkt, daß das Vulgäre absichtlich nicht vermieden werden soll. Von seiner Sprache hier eine Probe. In Nashville, Tenn., richtete er inmitten seiner Rede an seine Zuhörer diese Frage: Darf unter den Anwesenden irgend einer behaupten, in dem hier berührten Punkt auch nur während des letzten Monats sich nicht versündigt zu haben? Wer sich hier wirklich sündlos fühle, möge sich erheben. Nach einem Augenblick Innehaltens erhob sich eine Frau, gleich darauf noch eine und so noch mehrere. Er bat sie, sich der Versammlung zuwenden zu wollen, damit alle mit ihnen bekannt würden. Darauf dieselbe Aufforderung an die Männer, deren mehrere sich

erhoben und sich der Versammlung zuwenden sollten. Nachdem sie sich gesetzt, fragte Sam Jones seine Zuhörer, ob sie sich diese Leute recht angesehen hätten, das seien nämlich die größten Lügner im Staat von Tennesee. Nun würden wir aber den Amerikanern doch Unrecht thun, wenn ich nicht hinzufügte, daß von ihnen das Unpassende solcher Redeweise nicht auch empfunden wird. Obwohl Sam Jones große Versammlungen zieht, ist er doch unter maßgebenden Amerikanern als Volksredner nicht recht geachtet. Als er einmal halb seine originellen Derbheiten entschuldigend, halb übermütig sagte, er sei ein Unikum, zu dem der liebe Gott das Modell verloren habe, da bemerkte hierzu der „New-York Herold" trocken: „Thanks God!" Nur das wollte ich durch diese Mitteilungen sagen: Der Amerikaner, wenn auch bei ihm die Gefahr der Verirrung in Extreme immer sehr nahe liegt, besitzt, vermöge seines praktischen Sinnes die Gabe, volkstümlich zu reden, die graue Theorie realistisch zu beleben, ja durch sichere Heraushebung des praktisch Verwendbaren die sprödesten wissenschaftlichen Stoffe in den Dienst seiner Rede zu stellen.

Wer das wirklich kann, muß gebildet sein. Es mag eine andere Bildung sein als die deutschländische, aber nichts destoweniger eine Bildung des Geistes, eine Bildung, die ihren Träger befähigt, den Stoff zu behandeln und zu gestalten. Damit bin ich bei dem 4. Teil meiner Abhandlung angelangt.

IV.

Das Erziehungs- und Ausbildungswesen in Amerika.

In diesem Abschnitt möchte ich vor allem suchen Sie mit den Schulen und Bildungsanstalten der Vereinigten Staaten bekannt zu machen, doch ehe ich an diese Aufgabe herantrete, muß ich etwas über die Erziehung in Amerika überhaupt sagen. Dadurch werden wir gleich im Voraus mit einigen Grundsätzen bekannt, auf denen auch das Schulwesen baut, und die uns für manches sonst Unverständliche am amerikanischen Unterrichtswesen einen willkommenen Schlüssel bieten.

Ich will einmal recht weit ausholen und zunächst sagen, daß das große Land Amerika als solches sich an vielen Menschen als eine gewaltige Reformschule bewiesen hat. Hoffentlich ist unter den werten Anwesenden keiner, der im Ernst glaubt, was in Deutschland viele annehmen, daß die große Masse der nach Amerika Ausgewanderten aus solchen besteht, deren man sich in Europa habe entledigen müssen. Nein, Amerika wäre nie geworden, was es ist, wenn das eigentliche Gros seiner Einwanderer nicht zu allen Zeiten aus Menschen von Charakter bestanden hätte und aus Leuten von Tüchtigkeit, die in sich den Mut fanden, sich von der Scholle zu trennen und unter fremdartigen Umständen für ihre Existenz etwas zu unternehmen. Das aber ist wahr,

daß unter den Hunderttausenden europäischer Auswanderer es nie gefehlt hat an Söhnen, die ihren Eltern Schande gemacht, an Leuten selbst, die mit den Gesetzen in Konflikt gekommen waren, an Umstürzlern und catilinarischen Existenzen aller Art. — Vielen dieser Elemente nun ist Amerika eine wahre Reformschule gewesen, und man muß sich wirklich darüber wundern, wie viele solcher von Europa als hoffnungslos Aufgegebenen drüben wieder zurecht gekommen und ordentliche und brauchbare Menschen geworden sind. Wohl haben die Anarchisten seit dem Buffaloer Attentat wieder von sich reden gemacht; aber wer Amerika kennt, weiß, daß ihre Zahl doch nur eine wirklich kleine ist, wenn auch unter dem Schutz der freien Institutionen sich die gefährlichsten Subjekte zu halten vermögen. Amerika bietet eben doch dem strebsamen Menschen viel zu viele Gelegenheiten zum Vorwärtskommen, als daß von einem Wachsen des Anarchismus die Rede sein könnte. Ja, es ist der erzieherische Einfluß der Arbeit, unter dem drüben so viele halb oder ganz gescheiterte Existenzen wieder zurecht kommen. Einmal *müssen* sie arbeiten, um nur zum Essen zu haben, und dann können sie auch, wie schon früher ausgeführt, jedwede Arbeit thun ohne darum verachtet zu werden. Gerade dies Letztere ist's, was in Amerika so manchem von Eltern und Angehörigen abgeschüttelten Adeligen und vornehm Geborenen zum Rettungsseil geworden ist: er kehrte die Straße, fungierte als Diener im Hotel, trug Packete, und dabei sah er sich belohnt und fühlte sich geachtet, und das wieder gab ihm Mut, er erwarb sich Vertrauen, rückte in verantwortlichere Stellungen empor, und so wurde er zum Menschen und zum Mann.

Doch wir gehen weiter. Aus der in Amerika herrschenden Freiheit fließt ein doppelter Erziehungsfaktor. In Europa wird der Wanderer und Reisende von der öffentlichen Ordnung auf Händen getragen, durch drohenden Hinweis auf Gesetzesparagraphen wird sorgfältig alle Gefahr von ihm abgewandt, gefährliche Stätten darf er nicht betreten, zur

Abkürzung seines Weges einem Eisenbahngeleise entlang zu gehen, ist streng verboten. Wie ganz anders in Amerika! Dort wird der Einzelne in so weitreichender Weise auf seine eigene Verantwortung gestellt. Die Eisenbahn kann er kreuzen oder ihr entlang gehen, so viel ihm gefällt. Passiert ihm ein Unglück, so ist es seine eigene Schuld. „Look out for the train!" so heißt's höchstens auf einem Schild. Auf der „Plattform"[1]) darf der Passagier während des Fahrens nicht stehen — so liest man auf einem Schild innerhalb des Waggons. Aber das ist kein wirkliches Verbot, sondern nur eine Warnung. Wer dieser Warnung nicht folgt, ist für ein ihm zustoßendes Unglück selbst verantwortlich. So tritt man unter eigener Verantwortung ruhig auf die Plattform hinaus, ja geht aus einem Wagen in den andern, und das, während der Zug mit großer Geschwindigkeit dahinsaust. Der Zug des Prinzen Heinrich fuhr in der Gegend des Alleghenу-Gebirges 60 englische Meilen in der Stunde. Auf den Stationen noch ehe der Zug zum Halten gekommen ist, steigen leichtfüßige Zeitungsjungen empor, gehen, ihre Ware anpreisend, durch einen Waggon nach dem andern, und nachdem sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt, hüpfen sie ab, ebenso ungestört, wie sie aufstiegen. Unglück kommt verhältnismäßig selten vor: jeder trägt eben seine eigene Haut, und er weiß es. Welche Einrichtung nun die bessere ist, die europäische oder die amerikanische, damit haben wir es hier nicht zu thun; meine Absicht war's lediglich, darzulegen, daß die aus der amerikanischen Freiheit sich ergebende Stellung des Einzelnen auf seine eigene Verantwortung ein Etwas ist, das ihn zur Vorsicht, zur Sicherheit und zur Selbstständigkeit erzieht, so

1) Der Eisenbahnwaggon ist in Amerika eingerichtet wie jetzt die durchgehenden Züge Deutschlands, nicht abgeteilt in kleine Coupés, sondern bestehend aus einem großen Raum, der zu beiden Seiten eines Ganges mit Sitzen versehen ist. An den Enden steigt man auf einer Treppe empor zur Tür, vor welcher sich ein zirka 2 Fuß breiter Vorflur, die Plattform, befindet.

daß er thatsächlich des Schutzes von seiten der öffentlichen Ordnung weniger bedarf.

Doch ich sprach von einem doppelten Erziehungsfaktor: nicht nur auf seine Verantwortung, sondern in ebenso weitreichender Weise wird der Einzelne auf seine Ehre gestellt. Im geschäftlichen Verkehr mit Banken z. B. genießt der als reputabel bekannte Mann, ja vielfach sogar der Fremde, der sich nur in etwa identifizieren kann, ein Vertrauen, das in Europa nicht bekannt ist. Und ebenso wird auf der Post bei Aufgabe von Packeten oder bei Sachen unter Kreuzband der Inhaltsangabe des Absenders großes Vertrauen entgegengebracht. Betrug wird zwar wohl vorkommen, und es ist gewiß richtig, daß Leuten zweifelhaften Charakters der Genuß solchen Vertrauens nicht zum sittlichen Nutzen gereicht; das Publikum im allgemeinen aber kann solcher Appellation an sein Ehrgefühl schwer widerstehen, und auf dieses ist der Einfluß ein thatsächlich erzieherischer.

Dieselben Grundsätze nun kommen bei dem Amerikaner in Anwendung bei der Erziehung seiner Kinder in Haus und Schule, doch gerade hier ist es, wo neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten derselben recht dunkel in die Augen springen. Die amerikanische Jugenderziehung ruht so recht auf dem bekannten Wort Herbert Spencers: „Treat your boy like a man, then he is a man.“ Ja, behandle deinen Knaben als einen Mann, dann ist er ein Mann; behandle ihn dagegen als ein Kind, das überall zu bewahren ist, dem man stets befehlen und verbieten muß und zwar unter Androhung von Strafe, dann bleibt er ein unselbstständiges Kind. Daß in diesem Satz ein großes Korn Wahrheit liegt, besonders wenn es sich handelt um Knaben und Mädchen reiferen Alters, an denen die bis dahin geübte Erziehung nicht vergeblich gewesen ist, wer will das leugnen? Aber der Amerikaner beginnt, so scheint's uns Deutschen, einmal mit der Anwendung dieses Grundsatzes zu früh, und dann wendet er ihn auch an bei Kindern, an denen man

durch das Gegenteil mehr erreichen würde. In den meisten Familien gibt es von seiten der Eltern auf keiner Stufe der Entwicklung des Kindes ein kategorisches Gebieten und Verbieten, sondern jedem Kinde gegenüber, wie es auch geartet sein mag, nur ein Empfehlen und Beraten. Nicht heißt es: „Du sollst!" sondern etwa: „Ich würde das so und so machen," oder: „Mein Sohn, ist es nicht viel besser, es so und so zu machen?" Und folgt dann der selbständige Sohn nicht dem Wunsch des Vaters, dann gibt's vielleicht einen Ausdruck des Mißfallens, aber keine Strafe. Viele Amerikaner sehen mit Mitleid auf die Kinder ihrer deutschen Mitbürger, wenn sie wahrnehmen, wie sie unter deutscher Zucht stehen.[1]) Auch was das Betragen des Schülers in der Schule betrifft, sieht man immer diese Appellation an sein Ehrgefühl und an seinen guten Willen, d. h. wenigstens solange das nur irgend möglich ist; zuletzt freilich muß ja dann zu andern Mitteln gegriffen werden. Aber zuerst werden alle denkbaren Mittel erschöpft. So sieht z. B. ein 6-, 7-, 8jähriges Kind, das sich musterhaft beträgt, seinen Namen auf einer öffentlich aushängenden Ehrenliste prangen, dazu etwa noch bezeichnet durch einen goldenen, roten oder weißen Stern, je nach der höheren oder geringeren Qualität des Wohlverhaltens. Hat ein Kind dieses Alters irgend ein schweres Unrecht begangen, dann wird die im Lehrzimmer sich befindende Klassenfahne auf Halbmast gezogen, um so das Schamvolle des Unrechts während mehrerer Tage auf die Gemüter aller wirken zu lassen. Also erst wenn alle solche Mittel sich als vergeblich erwiesen haben, folgt entweder mit Zustimmung der Eltern körperliche Strafe durch den Janitor, oder Ausweisung aus der Schule. In dem Midland-College, welches eine selbstständige englische höhere Schule neben unserm Prediger-

1) Doch fehlt es auch nicht an solchen, welche die deutsche Kinderzucht anerkennen, sie selbst üben und darin das Heil für viele Gebrechen des amerikanischen Volkslebens erkennen.

seminar ist, wird das Betragen der Schüler geregelt durch Vota des Mißfallens von seiten des wöchentlich sich versammelnden Lehrerkörpers. Erhält ein Schüler fünf solcher „Demerits", dann wird das vor versammelter Schule öffentlich vom Präsidenten bekannt gemacht; nach Erteilung von zehn dieser Mißfallensbeschlüsse werden die Eltern durch den Sekretär der Lehrerschaft benachrichtigt; fünf weitere aber schließen von dem ferneren Besuch der Schule aus. Der Präsident unseres College erklärte mir es als seine langjährige Erfahrung, daß bei der amerikanischen Jugend, nachdem nun einmal die häusliche Erziehung gewesen wie sie ist, der Lehrer in neun aus zehn Fällen durch Empfehlung und Beratung unter Appellation an das Ehrgefühl seinen Zweck erreiche. In diesem zehnten Falle allerdings kommt's dann zuweilen zu solchen Ereignissen, wie sie so oft in deutschländischen Blättern als Proben amerikanischer Schuldisziplin zum Besten gegeben werden. Wem es aber um sachgemäße Auffassungen zu thun ist, der muß da eben bedenken, daß solche Vorkommnisse Ausnahmen, meist sehr seltene Ausnahmen, sind. Ja, die amerikanische Pädagogik ist von unserer deutschen grundverschieden. Wenn wir Eingewanderte den Amerikanern von unsern alten geehrten, aber gefürchteten Schulmeistern erzählen, dann denken sie mit Schauern an die strengen Erziehungsmethoden ihrer eigenen puritanischen Vorväter, welche unter anhaltendem Eifer mit dem Stock die Sünde hinaustrieben und dafür lateinische Grammatik hineinbläuten.[1])

1) Dem „Educational Review" von New-York entnehme ich als Kuriosum eine Anekdote, die in amerikanischen Lehrerkreisen über einen schwäbischen Schulmeister zirkuliert: Während einer Amtszeit von 51 Jahren und 7 Monaten habe er 911527 Schläge mit einem dicken, 124010 mit einem dünnen Stock, 20989 mit dem Lineal erteilt. Dann folgen 136715 Schläge mit der Hand, 1118800 Ohrfeigen; 777 Knaben habe er gezwungen auf Erbsen zu knieen, 613 mußten knieen auf einem dreikantigen Stück Holz, während 1707 Kinder einen Stock in die Höhe zu halten genötigt wurden. Daß mir an der geschichtlichen Glaubwürdigkeit dieser Mitteilungen

Doch, daß die Resultate einer Jugenderziehung ohne den von uns Deutschen gekannten Ernst des kategorischen Imperativs bedenkliche Defekte aufweisen müssen, liegt auf der Hand. Zu dem Widerlichsten gehört der Mangel an Unterordnung der Kinder unter die Eltern, das Gefühl der Selbständigkeit der Schüler gegenüber dem Lehrer und überhaupt das Fehlen der Ehrerbietung der Jungen gegen die Alten. „Vor einem grauen Haupt sollst du aufstehen und die Alten ehren" — dieses schöne Wort fehlt zu viel in dem pädagogischen Lexikon der meisten meiner angloamerikanischen Mitbürger. Anderseits ist es wahr, daß, während allerdings manche Jünglinge und Jungfrauen unter dem Einfluß eben geschilderter Erziehung verdorben worden sind, wiederum bei unendlich vielen derselben gerade diese Methode wirklich schöne Erfolge erzielt, bei solchen nämlich, die durch freundliche Überredung und Appellation an die edleren Motive am besten geleitet werden konnten. In den besseren amerikanischen Familien lernt man wohlgeratene Kinder kennen, so zuverlässig, so rücksichtsvoll, so erfüllt von edlem Streben, trotz großer Jugend, daß thatsächlich unsere deutschen Kinder sich diesen gegenüber nur weniger Vorzüge rühmen können. Und — worüber ich mich so oft habe wundern müssen — wie diese Kinder auf Schulen fern vom Elternhause die ausgedehntesten Freiheiten zu gebrauchen verstehen! Auch, wenn ich an die englischen Zöglinge unseres Predigerseminars denke (es hat außer dem deutschen nämlich noch ein englisches

---

Zweifel aufstiegen, verdenkt mir niemand, wenn ich noch hinzufüge, daß der Name dieses pflichteifrigen Schulmeisters „Hauerle" gewesen sein soll. Das klingt mir denn doch so, als ob der Erfinder dieser Anekdote nur unsere Schwaben schlecht machen wollte. — In dem Artikel des Review hieß es dann noch weiter, daß in jener Zeit eben allerwärts barbarisch geprügelt wurde, ja daß sogar eine Regel des englischen „Common Law" dem Mann erlaubte, seine Frau zu strafen, vorausgesetzt, daß er es thue mit rechter Liebe und ohne Brutalität.

Departement) so habe ich an diesen oft bewundern müssen, wie sie, gerade infolge ihrer Erziehung, die Luft der Freiheit vertragen können. Man braucht sie nicht zu umringen mit eisernen Anstaltsregeln; zart geäußerte Wünsche von seiten der Fakultät haben dieselbe Wirkung.

Man bemerkt unschwer, daß in Amerika das ganze öffentliche und gesellschaftliche Leben angelegt ist auf die Vorteile des Stärkeren. Denn wer von Haus aus mit einem Gefühl der Verantwortung begabt ist, leidet nicht nur nicht, sondern kann für seinen Charakter nur gewinnen unter einem Erziehungssystem, das ihn auf seine persönliche Verantwortung stellt. Das Kind, welches Ehrgefühl und Streben in sich hat, besitzt eben die Vorbedingungen für eine Erziehungsmethode, die auf diesen Regungen bauen will. Wer die Luft der Freiheit verträgt, der muß ja notwendig beim Atmen dieser Luft noch stärker an Charakter werden. Aber, so fragen wir unwillkürlich, was nun mit den Wesen, die von Haus aus zu den Schwächeren gehören? Ja, denen ist keine Rechnung getragen! Wir wollen hier ja keine Philosophie treiben, sonst könnte ein Nachweis, in wiefern Nietzsche'sche Grundsätze in dieser modernen amerikanischen Pädagogik zur Anwendung gekommen sind, interessant werden. Praktischer jedenfalls wäre diese Frage, ob jenes in Amerika beobachtete merkwürdige Nebeneinanderhergehen von so viel Gutem und Edlem einerseits und so dämonenhaft Bösem anderseits nicht auch, zum teil wenigstens, in dieser Erziehungsmethode seinen Grund haben sollte?

Nach diesen Mitteilungen über die Erziehung im allgemeinen komme ich nun zu der versprochenen Schilderung des amerikanischen Unterrichtswesens im besonderen. In Europa und vor allem in Deutschland hegt man meistens geringschätzige Meinungen über die amerikanischen Bildungsanstalten und die bestehenden Vorurteile werden durch allerlei unverstandene Erscheinungen noch stetig gemehrt. Die amerikanischen Schulen richtig zu beurteilen ist sehr schwer. Ein Vergleich

mit den deutschländischen ist von vorne herein verwirrend und, an vielen Punkten wenigstens, unstatthaft, weil er gewöhnlich aus dem Auge läßt, daß die Deutschen und die Amerikaner zwei Nationen mit einer eigenen Geschichte, mit einer verschiedenartigen Kultur sind, und daß daher die Schulen drüben mit Rücksicht auf die sozialen Verhältnisse Amerikas, ausbilden müssen. Ein Anderes, das den deutschländischen Beobachter gewöhnlich irre führt, ist dies, daß er nicht unterscheidet zwischen Werdendem und Gewordenem. Wenn er z. B. hört, daß ein Mann mit Brüderanstaltsausbildung Pastor in Amerika geworden ist, dann wird davon aus gleich über die Anforderungen der amerikanischen Schulen abgeurteilt, und nicht bedenkt man, daß unter unsern ausgewanderten Deutschen drüben ebensogut wie in Österreich, Südrußland, Armenien noch vielfach Missionszustände existieren müssen. Der Titel „Pastor" bedeutet in Amerika unter den nebeneinanderhergehenden schon gewordenen und erst noch werdenden Verhältnissen oft etwas sehr Verschiedenes. Der Träger desselben kann ein Mann sein, wie Henry Ward Beecher von Brooklyn, der 25 000 Dollars (100 000 Mk.) Gehalt hatte, oder wie Dr. Withrow, der an einer Presbyterianergemeinde Chicagos 8000 Dollars (32 000 Mk.) bezog, oder er ist der zufriedene Pastor einer kleinen aus 15 bis 25 Familien bestehenden Missionsgemeinde im äußersten Westen, die ihn berief mit den Worten: Komm und brich uns das Brot des Lebens; wir haben zwar nicht viel Geld, aber wir haben genug zu essen, es soll Dir am irdischen Brot bei uns nicht mangeln. Nicht war, so kleine, arme Gemeinden können sich sehr hohe Ansprüche an klassischer und theologischer Bildung nicht leisten. Aber was hat das mit den Anforderungen für die fertigen, gewordenen kirchlichen Verhältnisse zu thun? Ein Schluß vom Besonderen aufs Allgemeine ist immer unsicher. Der regelmäßige Bildungsgang für den Eintritt in das englisch-lutherische Predigtamt der Generalsynode sowohl wie anderer Synoden ist folgender:

7—8 Jahre in der Volksschule, 3—4 Jahre in der Hochschule, 4 Jahre im College und 3 Jahre im Predigerseminar: macht zusammen 17—19 Jahre ununterbrochenen Lernens und Studierens für einen jungen Mann, der „Pastor" werden will.

Diese Mitteilung mag manchem überraschend sein, aber ich füge hinzu, ein solcher Bildungsgang ist für einen Pastor, der unter den mehr aus dem Zustand des Werdens hinausgekommenen englisch-lutherischen Verhältnissen arbeiten muß, Sache der Notwendigkeit. Denn während unsere deutschen Gemeinden sich meist zusammensetzen aus Einwanderern, denen eine Fortbildung nicht zu teil geworden war, sind die meisten englischen Gemeinden stark durchsetzt mit Gliedern beiderlei Geschlechts, die wenigstens die Hochschule, wenn nicht auch das College absolviert haben. Erst unlängst erklärte mir ein Pastor in Baltimore, daß die englischen Predigten, die er in den Abendgottesdiensten zu halten genötigt sei, darum so viel schwerer seien als die deutschen, weil die ins Englische übergehende Jugend meist im Genuß höherer Schulbildung gestanden als die Alten der Gemeinde. Dieser Prozeß vollzieht sich mehr und mehr in allen deutschen Gemeinden. Unsere eingewanderten Deutschen sind bei ihrer einfachen Volksschulbildung, genossen vielfach noch unter den frommen deutschen Schulmeistern alten Schlages, wohlhabend geworden, und nun wollen sie ihren Kindern eine bessere Ausbildung angedeihen lassen, als sie einst ihnen selbst unter den Umständen der Armut zu teil geworden war. So bekommen die Pastoren unserer deutschen und deutsch-englischen Gemeinden es nach und nach auch mit Gliedern zu thun, die von ihrem 6. bis zum 21. Jahre unter Verfolgung des einen oder anderen Zweckes unablässig in Schulen gegangen sind.

Dies waren erst einige Vorbemerkungen über das amerikanische Schulwesen, vorausgesandt als Warnung, von einzelnen Vorkommnissen auf deutschen Missionsfeldern aus

nicht auf den Charakter des amerikanischen Schulwesens überhaupt zu schließen. Um das eben Gesagte etwas praktischer auszudrücken, möchte ich hier mitteilen, zu welchem Zweck ich in diesem Sommer nach Deutschland gekommen bin. Zur Besetzung deutscher und deutsch-englischer Gemeinden und auch um innere Mission in den Staaten und auf den Territorien des ferneren Westens treiben zu können, bedarf unsere Synode (die „General-Synode der evangelisch-lutherischen Synode von Nordamerika") des beständigen Nachwuchses tüchtiger Predigtkräfte, und da wir aus unsern eigenen Kreisen bisher immer nur zu wenige haben gewinnen können, sind wir genötigt, uns an ernst christlich gerichtete Knaben und Jünglinge in Deutschland zu wenden mit der Aufforderung, in unsere Anstalten einzutreten, um sich für den Dienst am Evangelium unter ihren lutherischen Glaubensgenossen jenseits des Ozeans ausbilden zu lassen. Und da möchte ich nun im Einklang mit dem vorhin Ausgeführten sagen: Wir ziehen solche Zöglinge vor, die noch recht jung sind, etwa in dem Alter von 15 bis 20 Jahren stehen. Haben solche dann noch nichts weiter als eine gute deutsche Volksschulbildung genossen, dann hätten sie zunächst den in unserm Midland-College vereinigten Hochschul- und College-Kursus durchzumachen, was sieben Jahre in Anspruch nehmen würde. Von da würden sie dann in das deutsche Departement unsers Westlichen Theologischen Seminars treten, um aus diesem nach drei weiteren Jahren zu graduieren. Sie sehen also, daß es bei uns die Regel ist, jemanden, der eine gute deutsche Volksschule absolviert hat, erst nach zehn Jahren ins Predigtamt treten zu lassen. Freilich, haben solche Knaben oder Jünglinge die Bildung der Sekunda eines Gymnasiums oder die eines Realgymnasiums oder eines Lehrerseminars, dann können sie in entsprechend kürzerer Zeit am Ziele sein. Überhaupt als eiserne Regel ohne Ausnahme können wir unter den Missionsverhältnissen, mit denen wir es besonders auf unsern rein deutschen Feldern noch oft zu thun haben, die Forderung dieses Studien-

ganges nicht durchsetzen. Aber die Zeit wird auch hier bald kommen. [1])

Schon erwähnte ich die verschiedenen aufeinanderfolgenden Schulen, ich möchte sie aber jetzt noch einzeln etwas näher charakterisieren.

---

1) In Deutschland wird man es nicht verstehen können, daß die so stark gewordene lutherische Kirche Amerikas aus ihrer eigenen Jugend sich nicht mit genügend Predigtkräften versehen kann. Die Generalsynode hat von New-York bis nach Kansas hin zerstreut sechs Colleges, die alle mit Studierenden, freilich beiderlei Geschlechts, angefüllt sind. Aber unter diesen Jünglingen sind immer nur verhältnismäßig wenige, die nach Absolvierung ihrer Vorbildungsstudien in ein Predigerseminar zu treten gedenken; die allermeisten haben andere Berufsarten im Auge. Um das sich zu erklären, muß man bedenken, daß Amerika eben noch immer so viele Gelegenheiten zum Reichwerden bietet. In dem weniger materialistischen Deutschland wählt mancher Jüngling das Predigtamt ohne tiefere religiöse Motive als einen seinen idealen Neigungen zusagenden Lebensberuf. Dem amerikanischen Jüngling aber ist das Predigtamt, wenn dieses auch sehr geachtet und von der Gesellschaft mit Privilegien überschüttet ist, doch das Letzte, zu dem er greifen würde, nur um einen Beruf zu haben. Sucht er wirklich Aufnahme in ein Predigerseminar, dann kann man sich als Regel darauf verlassen, daß in seinem Herzen etwas vorgegangen sein muß, und daß die Liebe Christi ihn dringt. Solchen Applikanten gegenüber braucht aber dann auch das Direktorium eines amerikanischen Predigerseminars nicht so sorgfältig zu sortieren, als z. B. deutschländische Missionsanstalten und Predigerseminare unter ihren Verhältnissen das müssen. Als ich mich anschickte, in eben angedeuteter Mission nach Deutschland zu gehen, sagte mir einer unserer Pastoren, der früher auch in Deutschland gewirkt hat: „Aber nur vergiß nicht das Sieb.“ Und allerdings, darauf muß es uns vor allem ankommen, daß Jünglinge, die sich bei uns ausbilden lassen möchten, nur von der Liebe Christi gedrungen diesen Entschluß fassen und als solche von ihren Seelsorgern oder bisherigen geistlichen Beratern gekannt waren. Haben wir diese Garantie, natürlich soweit sie von kurzsichtigen Menschen gegeben werden kann, und stehen sie bei guter Begabung in noch recht jugendlichem Alter, dann werden wir im Falle Mangels an Mitteln auch meistens uns für ihren Unterhalt verantwortlich machen können.

Also zuerst die Volksschule (Public School). Sie ist eingeteilt in acht Grade, deren jeden zu absolvieren ein Jahr erfordert. Sehr begabte und fleißige Kinder überspringen einmal einen Grad, während schwächer begabte oder nicht fleißige auch einmal zwei Jahre sitzen bleiben. Die Versetzung findet nach einem unter Aufsicht des Schulsuperintendenten geführten Examens statt, das besonders in mittelgroßen und großen Städten strenge und unerbittlich ist. Der geborene Amerikaner ist fest davon überzeugt, daß seine Volksschulen die denkbar besten seien. Als ich einmal jemandem sagte, daß der nicht höher gebildete Englischredende im Durchschnitt mit 160 Worten fertig werde, während der Deutsche aus dem Volk 240 Worte gebrauche, da sagte mir mein amerikanischer Freund in allem Ernst, daß der Amerikaner in dieser Hinsicht mit dem Engländer nicht verglichen werden dürfe, da Amerika eben weit bessere Volksschulen habe, als England. Wir Deutsche haben an der amerikanischen Public School gewöhnlich auszusetzen, daß in ihr zu viele Lehrerinnen unterrichten. Aber die Amerikaner erklären, daß männliche Schullehrer erst dann unbedingt nötig werden, wenn das Kind selbständig zu denken beginne, und so läßt er die weiblichen Lehrer erst nach und nach in den oberen Klassen und in den höheren Schulen verschwinden.

In der Hochschule (High-School), zu der wir jetzt kommen, liegt auch noch der Unterricht in Litteratur und Kunst gewöhnlich in den Händen von Damen. Andere Fächer, die hier von Männern unterrichtet werden, sind: Geschichte, englische Sprache, dazu Deutsch, Französisch, Latein (unter kursorischer Lektüre von Cäsar, Sallust und Teilen aus Cicero), Griechisch (Xenophon), endlich Chemie, Physik, Mathematik, Algebra, Geometrie. Diese High-School, deren Kursus ein vierjähriger ist, entspricht etwa einem Progymnasium oder in seinem Ziel etwa der Obersekunda. In einigen Stücken, z. B. in den Sprachen, ist es schwächer, aber in den Realien, besonders den auf die Naturwissen-

schaften sich beziehenden, stärker — entsprechend der allgemeinen Richtung des amerikanischen Volkes. Das Schuljahr, bestehend aus neun Monaten, ist eingeteilt in drei Termine (Terms), am Schlusse eines jeden derselben wird ein schriftliches Examen abgelegt, das die Klassifizierung des Schülers bestimmt. Der deutsche Gesandte in Washington, Baron v. Holleben, sagte unlängst in einer öffentlichen Rede vor der Chicagoer Universität, er bewundere die Resultate dieses vierteljährlichen Examinationssystems der amerikanischen höheren Schulen. — Mit den meisten Colleges (so mit unserm Midland-College) ist unter dem Namen „Academic Department" auch ein solcher Hochschulkursus verbunden, der aber nicht vier, sondern nur drei Jahre fordert, indem derselbe unter Übergehung einiger Fächer, auf welche die unabhängigen Hochschulen glauben bestehen zu müssen, mehr direkt auf den College-Kursus vorbereitet. Dieser Umstand ist die Ursache einiger Reibung zwischen den regulären High-schools und den Colleges.

Das College nun umfaßt einen Studiengang von vier weiteren Jahren, und man kennt drüben die vier Klassen unter dem Namen „Freshman", „Sophomore", „Junior" und „Senior". Außer Fortsetzung in den auf der Hochschule oder in dem Academic Department getriebenen Fächern kommen hier jetzt philosophische Disziplinen (Psychologie, Logik, Einleitung in die Philosophie, Ethik und Geschichte der Philosophie) unter Zugrundelegung möglichst leicht geschriebener Textbücher hinzu. Auch hier ist am Schlusse jeden Vierteljahres ein Examen zu bestehen, das über Versetzung und Sitzenbleiben entscheidet. — Die Colleges bestehen teils selbständig, teils als eine sogenannte Undergraduate-Abteilung in Verbindung mit den Universitäten, deren eigentliche Universitätsabteilung dann als „Post-graduate"-Department bekannt ist.

Hier darf nun nicht unerwähnt bleiben, daß in Amerika zwischen staatlichen Colleges einerseits und solchen kirchlicher

Zugehörigkeit anderseits unterschieden werden muß. Solche kirchlichen Colleges, im Dienst der einzelnen kirchlichen Denominationen und Synoden stehend, sind unter den freikirchlich-amerikanischen Verhältnissen eine Sache der Notwendigkeit. Denn ließe die Kirche ihre jungen Männer in die Anstalten des Staates gehen, dann würde die Zahl ihrer Applikanten um Aufnahme in die Predigerseminare eine noch viel geringere sein. Außerdem hat jede Synode die Erfahrung gemacht, daß solche, die von ihren eigenen Anstalten graduieren, ihr auch später in einflußreichen Stellungen als Kaufleute, Ärzte, Advokaten, Richter ꝛc., treu bleiben, während sie in den staatlichen Colleges ihr entfremdet worden wären.[1])

Ehe ich nun zur Besprechung der amerikanischen Universitäten übergehe, muß ich hier erst einmal Halt machen, um eine Frage zu beantworten, die Sie gewiß schon längst auf den Lippen haben. Sie werden fragen: Welches sind nun denn die Resultate dieser von Volksschule, Hochschule und College gewährten Ausbildung? Erlangt der Schüler wirklich jene Disziplin des Geistes, die den deutschen Gymnasiasten nach bestandenem Abiturientenexamen kennzeichnet? Meine Antwort auf diese Frage wird Ihnen klarer werden, wenn Sie mir zuvor noch ein Wort über die in allen diesen Schulen verfolgte Unterrichtsmethode gestatten wollen. Auf allen englisch-amerikanischen Schulen, mit Ausnahme der Universität, herrscht die sogenannte Rezitiermethode. Es liegt dem Unterricht ein dickbändiges Lehrbuch zu Grunde, das nicht etwa nur der Lehrer, sondern auch der Schüler in Händen hat. Aus diesem Werk werden den Studenten, je nach dem der Inhalt

1) Es muß freilich zugegeben werden, daß die kirchlichen Colleges, die meist nur mühsam mit den Staatsanstalten konkurrieren können, eher einmal versucht sind, einen schwächer begabten Studenten graduieren zu lassen. Es würde daher irreleitend sein, nach solchen Ausnahmen die Leistungen der amerikanischen Colleges überhaupt zu beurteilen.

leichter oder schwerer ist, 10 bis 20 Seiten für die Stunde zum Durchstudieren aufgegeben, und in der kommenden Stunde stellt der Lehrer Fragen, die der Schüler durch Vortrag beantwortet. Diese Methode kann in Deutschland, wo die Entwickelungsmethode in allgemeiner Übung ist, nicht auf Anerkennung rechnen, und ich höre gleichsam aus ihrer aller Mund die Kritik: dann ist ja das tote Buch der Lehrer, und dieser selbst sinkt zur Rolle des bloßen Abhörers herab. Ohne die Nachteile dieser Methode, die ich selbst nur in einigen Fächern übe, in Abrede stellen zu wollen, muß ich doch von einem zu radikalen Urteil über dieselbe abmahnen. Ich behaupte: wenn bei der Entwicklungsmethode der freie Vortrag des Lehrers nichts ist als das Hersagen eines Abschnittes, den er sich mechanisch aus Büchern angeeignet hat, dann ist der Schüler, welcher durch Studium eines Buches sich selbst zurecht finden muß, in keinem Nachteil, genießt im Gegenteil noch einige Vorteile, welche zu erwähnen ich gleich die Gelegenheit habe; anderseits, wenn hinter der Rezitiermethode ein tüchtiger Lehrer steht, dann ist er viel mehr als der bloße Abhörer; dann ist jede Frage, die er stellt, ein Scheinwerfer, der dem durch die Lektüre schon vorbereiteten Schüler einen Lichtblick nach dem andern giebt. Fragen zu stellen ist nämlich eine Kunst. Professor Kawerau erzählte uns einst in einer Vorlesung über Katechese, daß an L. Harms im theologischen Examen die Frage gerichtet wurde: „Wovor muß sich ein Katechet am allermeisten hüten?", worauf der schlagfertige Examinand prompt antwortete: „Vor zu allgemeinen Fragen." Sind Fragen, was sie sein sollten, dann setzen sie ein gründliches Studium auf seiten des Lehrers voraus. Und ferner, der nach der Rezitiermethode unterrichtende Lehrer umgiebt seine Frage und die empfangene Antwort mit einer Fülle erklärender Bemerkungen, indem er alles herbeizieht, was geeignet ist, auf etwa dunkle Fragen Licht zu werfen. Aber es sind auch, wie oben angedeutet, mit dieser Rezitiermethode für den

Schüler noch einige weitere bestimmte Vorteile verbunden. Die Nötigung desselben, sich selbst zurecht finden zu müssen bringt ihn zum selbständigen Denken. Ferner, weil er so viel durchzustudieren hat, kann er sich die Sätze nicht mechanisch einprägen, sondern ist genötigt, einen zusammengezogenen Inhalt des Ganzen mit eigenen Worten wiederzugeben.[1])

Dieses gethan mit einem Werk nach dem andern während eines Zeitraumes von rund 13 Jahren — nämlich die ersten Schuljahre, während welcher das Kind mehr Anschauungsunterricht empfängt, abgerechnet — kann nicht verfehlen, dem jugendlichen Geist eine Gymnastik zu geben, die als Bildung anerkannt werden muß. Ja, ich glaube, daß die am Schluß des vorigen Teiles erwähnte Fähigkeit der Amerikaner, über wissenschaftliche Gegenstände sich mit eigenen Worten leicht verständlich auszusprechen, zum sehr großen Teil auch auf diese Forderung der von ihm genossenen Schule, den Inhalt dickbändiger Lehrbücher mit eigenen Worten wiederzugeben, zurückgeführt werden muß. Und zugleich übt diese Methode ihn im Gebrauch einer Bibliothek: so schnell findet er sich in einem Werk zurecht und hat das gefunden, was seinem Zweck entspricht. Die Nachteile dieses Rezitiersystems liegen auf der Hand. Wir, die wir an den Lippen unserer Lehrer gehangen, wenn sie uns unter Verwebung des Stoffes mit ihrer Individualität vortrugen, wissen, was wir in mancher Unterrichtsstunde genossen haben. Und dann, mit dem Durcharbeiten so umfangreicher Lehrbücher ist unvermeidlich ein Nachteil verbunden, nämlich dieser, daß die gedächtnismäßige

1) Z. B. im Sophomore-Jahr des Midland-College umfassen die durchzuarbeitenden Lehrbücher volle 4000 Seiten. Neben diesem regulären Unterricht aber geht dann noch ein obligatorischer Lesekursus her, der sich über 6000 Seiten erstreckt. Im darauffolgenden Junior-Jahr repräsentieren die Lehrbücher für den Unterricht 5200, der Lesekursus 9000 Seiten. Der Preis für die Bücher des zuletztgenannten Studienjahres beträgt 88 Mk.

Einprägung des positiv zu wissen Nötigen nicht die genügende Berücksichtigung erfährt.

Damit hätte ich mir nun den Weg zu einer kurzen Beantwortung der vorhin gestellten Frage nach den Resultaten des amerikanischen Bildungsganges geebnet. Der von einem amerikanischen College Graduierende wird in der Regel, was den Besitz positiven Wissens betrifft, es mit dem Abiturienten eines deutschen Gymnasiums nicht aufnehmen können, weil eben die amerikanischen Schulen unter den andersartigen Disziplinverhältnissen den Drill nicht haben, der die deutsche Schule kennzeichnet;[1]) anderseits, was die geistige Durchbildung betrifft, kann ich nicht anders als sagen, daß der gut begabte, fleißige Schüler der obersten Klasse des College seinem Collegen in der deutschen Ober-Prima nicht nachsteht, wenn auch die individuellen Volkseigenschaften allerdings gewisse Unterschiede hervortreten lassen. Ich glaube hier aus Erfahrung sprechen zu dürfen, nachdem ich früher in Chicago und jetzt in Atchison nun doch schon neun Jahre lang mit beiden Klassen von Studenten zu thun gehabt habe. Der amerikanische Student hat z. B. in der Abfassung einer Abhandlung und im Gebrauch seiner Sprache dieselbe Fähigkeit, die man bei dem Deutschen findet. Es fehlt ihm zwar die Gründlichkeit und Tiefe, die das deutsche Volk überhaupt auszeichnet, aber er macht diesen Mangel durch Gewandtheit in der Anordnung des Stoffes und Fähigkeiten in der Diktion wieder wett. Jedenfalls muß behauptet werden, daß für Amerika das Diplom von einem College größeren Wert hat, als das deutsche Abiturientenzeugnis, eben weil das

1) Besonders in der Grammatik der alten Sprachen wird das zur Erscheinung kommen. Der Abiturient eines College kann, geübt durch viel kursorische Lektüre, alle lateinischen und griechischen Schriftsteller lesen, aber meist ohne über grammatische Regeln mit der auf deutschen Gymnasien gebräuchlichen Fertigkeit Rechenschaft ablegen zu können.

College ausgebildet hat mit Rücksicht auf amerikanische Verhältnisse.[1])

Der Vorzug des deutschen Gymnasiums vor dem amerikanische College besteht in der größeren Gründlichkeit, mit welcher unterrichtet und auswendig gelernt wird; aber der Vorzug des amerikanischen College, d. h. immer mit Rücksicht auf amerikanische Verhältnisse, besteht in folgenden drei Stücken: 1. es gibt seinem Abiturienten eine Beherrschung der englischen Sprache; 2. in seinen oberen Klassen gibt es durch Unterricht in philosophischen Disziplinen dem Bildungsgang einen Abschluß, inwiefern es eigentlich in die ersten Semester der Universität hineinragt; 3. durch die sogenannte Society-Arbeit übt es auf seine Schüler einen hochbildenden Einfluß aus.

Der zuletzt erwähnte Punkt bedarf einer näheren Erklärung. Es handelt sich hier um Vereine, welche die Mitglieder des College untereinander bilden. Erster Zweck derselben ist die Ausbildung der Einzelnen im Deklamieren, Reden und Debattieren. Teils sind die Reden vorbereitet, sehr häufig aber auch aus dem Stegreif zu halten. Diese beständige Übung in Stegreifreden und Debatten sind es hauptsächlich, die dem amerikanischen College-Abiturienten das bewunderungswürdige Geschick mitgeteilt haben, zu irgend einer Zeit über irgend einen Gegenstand etwas wirklich Sagenswertes, ja Geistreiches in wohlgesetzter Rede zum Besten geben zu können. Meistens bestehen an einem College zwei solcher Vereine, damit nämlich die Rivalität zwischen den beiden jede anspornе, stets das beste Programm zu haben. Von Zeit zu Zeit haben sie dann öffentliche Unterhaltungen, wobei, wie am Schluß des vorigen Abschnitts bemerkt, in der Deklamation und im Spielen von

1) Z. B. ein Schüler, der in Deutschland an der Grenze von Ober-Prima gestanden, mußte in Midland-College vier volle Jahre studieren, ehe er zum Graduieren zugelassen wurde.

Rollen eine Gewandtheit entwickelt wird, die unsere Verwunderung herausfordert. Ein anderer Zweck dieser societies ist die Erziehung der Teilnehmer zu vornehmem und rücksichtsvollem Wesen. Darum sind beide Geschlechter zusammen, und kein Boy kennt ein größeres Unglück, als daß er etwa in den Augen der Ladies nicht als Gentleman gelten könnte. Überhaupt von den untersten Klassen der Volksschule an bis zu den höheren des College hinauf wird unablässig hingewiesen auf die Forderungen des Anstandes und der Sitte, und es ist bemerkenswürdig, wie schnell und erfolgreich die amerikanischen Schulen in dieser Hinsicht ihren Einfluß auf das in ihren Bereich kommende Rohmaterial sichtbar machen.

Freilich, — wenns mir gestattet ist, einen hier sich aufdrängenden Gedanken einzuschalten — der Reisende wird gerade in Amerika mit vielen Menschen zusammentreffen, die in ihren Manieren und in ihrer Gesinnungsweise nichts weniger als fein und gebildet sind. Das weiß z. B., wer drüben wahrgenommen, wie zuweilen in den Hotels die Gäste ihre Füße zum Fenster hinausstecken, während sie in bequemem Stuhl rückwärts sich lehnend, die Zeitung lesen. Worüber man sich überhaupt in Amerika als Neuling so viel wundern muß, ist dieses allerdings sonderbare Durcheinander von feiner Bildung und grobem Plebejertum. Aber nur der oberflächlich Beobachtende wagt von solchen Anstößigkeiten aus über die Amerikaner überhaupt abzuurteilen. Wenn irgendwo, so muß hier zwischen dem von den maßgebenden Kreisen Gebilligten und Mißbilligten unterschieden werden, und dann ist noch eins im Auge zu behalten: während man in Deutschland Bildung des Gemüts, des Geschmacks und wohlanständiges Wesen nur den in den sog. gebildeten Kreisen sich Bewegenden beizubringen sucht, hat Amerika, das nicht die Klassen, sondern die Massen erziehen möchte, es auf die gleichmäßige Erziehung aller Individuen abgesehen. Ein auf so weitem Plan angelegtes Bestreben aber kann einen allseitigen Erfolg nur sehr langsam auf-

weisen, und es ist unvermeidlich, daß, so lange der Prozeß noch im Gange ist, neben wahrer Bildung sich noch viel Halbbildung und Karrikaturartiges zeigt. Erst nach einer Reihe von Generationen wird man endgültig über den eigentlichen Charakter amerikanischer Bildung urteilen dürfen. So viel ist aber jetzt schon sicher, daß in dem gesellschaftlichen und auch im geschäftlichen Verkehr Bildung des Geistes und des Gemüts, „refinement", eine Münze ist, die allerwärts gilt und viel kauft.

Doch wir sind noch nicht fertig mit unsern Colleges. Es ist die Rede gewesen von der durch die societies vermittelten Bildung; auch für andere Bildungsmittel, außer dem regulären Unterricht, ist gewöhnlich gesorgt. So führt z. B. unser Midland-College in jedem Winter einen „Lyceum-Course": durch ein Zentralbüreau, das die besten Talente des Landes anzuwerben sucht, läßt das Direktorium der Schule gegen Bezahlung festgesetzter Summen in dem größten öffentlichen Gebäude der Stadt Redner, oder Naturwissenschaftler mit Experimenten, oder Sänger und Tonkünstler auftreten — bildende Unterhaltungen, an denen selbstverständlich nicht die Schule allein, sondern ebenfalls die Bewohner der Stadt teilnehmen. Während eines einzigen Jahres beliefen sich die Ausgaben hierfür auf die Summe von 3200 Mark, welche freilich durch die verkauften Billete vollständig gedeckt wurde.

Jetzt erübrigt nur noch eine kurze Besprechung der amerikanischen Universitäten. „Hat überhaupt Amerika Universitäten im eigentlichen Sinne?" so wird in Deutschland häufig gefragt. Mancher Deutsche, der auf einer Ferienreise in Amerika sich etwas umgesehen hat, antwortet auf diese Frage in Reiseberichten mit „Nein" und sagt: Diejenigen Institute, die sich Universitäten nennen, sind eigentlich Gymnasien mit Anhängung eines Kursus in philosophischen Disziplinen, also Colleges. Ob sich die Sache so verhält oder

nicht, läßt sich mit einem einfachen Ja oder Nein nicht beantworten. Lassen Sie mich folgendes sagen:

Zunächst, man darf sich in Amerika nicht durch Namen täuschen lassen. Unbedeutende kirchliche Lehranstalten legen sich zuweilen den Namen Universität bei und so berühmte Anstalten wie Harvard und Yale, die von jedem vorurteilsfreien Deutschen als wahrhaft wissenschaftliche Institute anerkannt werden, nennen sich Colleges. Mancher Reisende von Europa gerät nun zufällig in eine solche Anstalt, die sich Universität nennt, in Wirklichkeit aber nur ein College ist, und flugs ist für seine „Reiseerinnerungen", die er zu schreiben beabsichtigt, das Urteil über die amerikanischen Universitäten fertig.

Es giebt in Amerika nur etwa ein Dutzend Schulen, die wirklich über dem vorhin geschilderten College stehen und etwa den europäischen Universitäten entsprechen dürften. Solche sind Harvard (Cambridge, Mass.), Yale (New Haven Con.), Hopkins (Baltimore, Md.), Columbia (New-York), Pennsylvania (Philadelphia), Michigan (Ann. Arbor, Mich.), die Chicagoer Universität Leeland-Stanford (Californien) u. s. w.

Dann, hinsichtlich der inneren Einrichtung differieren sie allerdings bedeutend von einer deutschen Universität. Als Regel bestehen sie aus zwei Abteilungen, einem „Undergraduate Departement", das den Colleges entspricht, nur mit dem Unterschied, daß hier alles höchster Qualität ist, und einem „Postgraduate Departement", der eigentlichen Universität. In dieser zuletzt genannten Abteilung verfolgen solche, die das College absolviert haben, speziale Studien in den Naturwissenschaften, der Medizin, der Jura, in Philologie und Philosophie.[1])

1) In einigen dieser Universitäten ist auch eine theologische Fakultät vertreten, die aber dann meist der negativen Theologie weite Konzessionen macht; die besten theologischen Schulen sind und bleiben unter freikirchlichen Verhältnissen die von den einzelnen Denominationen unterhaltenen Predigerseminare.

Nach zwei Jahren Studiums in dieser eigentlichen Universitätsabteilung ist der Student nach Ablegung häufiger strenger Examina berechtigt zu dem Diplom eines Artium Magister (A. M.), nach drei- bis vierjährigem Studium zu einem Diplom, mit welchem er den Titel Doktor der Philosophie (Ph. D.) erhält. Diese Titel, wenn sie von solchen wie den vorhingenannten Universitäten gegeben worden sind, setzen die Absolvierung ernstlicher Studien voraus und haben in Amerika denselben Wert als in Deutschland ein bestandenes Staatsexamen; sie sind also mehr als eine Dekoration, sondern bilden gleichsam das Attest für das Abgangsexamen. Anstalten wie Harvard und Yale geben diesen Titel keinem, der nicht an Ort und Stelle 3—4 Jahre lang studiert und in regelmäßigen Terminen ein Examen besteht.

Ein Mann, der gewiß befähigt ist, über die Leistungen der amerikanischen Universitäten ein zuverlässiges Urteil abzugeben, ist Professor Hugo Münsterberg an Harvard College, der vor seiner Berufung nach Cambridge an einer deutschländischen Universität wirkte. Er schrieb unlängst in englischer Sprache, daß er in seinem philosophischen Seminar 26 junge Männer habe, die im Begriff ständen ihre Studien abzuschließen, und diese seien, so sagt er, tüchtiger als eine gleiche Klasse des Seminars einer deutschen Universität aus folgenden drei Gründen: 1. hätten sie alle streng gearbeitet und nie Vorlesungen „geschwenzt"; 2. seien sie während der Jahre ihres Studiums beständigen Kreuzexaminationen unterworfen gewesen, und 3. seien sie einige Jahre älter als ihre deutschländischen Kollegen und infolgedessen etwas reifer. Besonders der erste dieser von Münsterberg angeführten Gründe bezeichnet einen tiefgehenden Unterschied zwischen dem amerikanischen und dem deutschländischen Universitätsleben. Die größere Freiheit, die er von Jugend auf genossen und die auf Hochschule und College je länger desto weitgehender wurde, hat den Studenten fähig gemacht, die akademische Freiheit zu genießen, ohne sich zu schaden.

Auf diesen Universitäten hat selbstverständlich die Rezitiermethode der Vorlesung Platz gemacht und zwar auch in der College-Abteilung derselben, denn hier zählen die Studierenden gewöhnlich eine so große Zahl (Harvard z. B. 5500), daß sich jene Unterrichtsmethode als unpraktisch erweisen würde. Der Professor trägt vor, und die Studenten folgen mit einem Notizbuch, während häufig die Assistenzprofessoren durch Diktieren von Fragen und Überwachung schriftlicher Examina dafür sorgen, daß auch wirklich gelernt wird.

Die Professoren an diesen bedeutenderen der amerikanischen Universitäten sind finanziell in der Regel gut gestellt. An der Staatsuniversität von Pennsylvanien z. B. beträgt der Gehalt 16000 Mark und Dr. Harper, der Präsident der großen Chicagoer Gelehrtenschule, bezieht ein Salär von 40000 Mark jährlich.

Wieder sehe ich mich, wie vorhin bei der Besprechung der Colleges, der Frage gegenüber, ob in wissenschaftlicher Hinsicht die amerikanischen Universitäten es mit denen Deutschlands aufnehmen können? Man darf nicht vergessen, daß Deutschland schon alt und Amerika noch jung ist, daß daher auch die amerikanischen Gelehrtenschulen heute noch nicht sind, was sie sicher noch einmal sein werden. Gerade hier sind gewaltige Entwicklungen in vollem Fluß. Ich erinnere an die erst zehnjährige Geschichte der Chicagoer Universität und an die nach vielen Millionen zählenden Mittel, die ihr zugeflossen sind. Die Leland Stanford-Universität in Kalifornien wurde gegründet mit einem geschenkten Kapital von 33 Millionen Dollars. Kürzlich erst deponierte Carnegie 10 Millionen Dollars zur Gründung einer Universität in Washington, die in ganz besonderem Sinne wissenschaftlich produktiver Arbeit gewidmet sein soll. Ja, daß gerade augenblicklich auf dem Gebiet des höheren Bildungswesens in Amerika etwas Beachtenswertes im Werden begriffen ist, davon zeugt auch die Thatsache, daß allein im Jahre 1901 die Summe von 81½ Millionen Dollars oder 325 Millionen Mark in

Amerika für Bildungsanstalten geschenkt worden sind, und dabei sind Schenkungen von unter 20000 Mark noch gar nicht mitgerechnet. Freilich kann Geld nicht alles machen, aber es ist wie überall so auch hier unentbehrlich, und jedenfalls zeigen diese Schenkungen, welchem Gebiet die Amerikaner ihr Interesse zugewandt haben. — Im allgemeinen wird, bis jetzt wenigstens, den meisten der amerikanischen Universitäten der Vorwurf zu machen sein, daß die auf ihren Stühlen gepflegte Wissenschaft zu sehr einen lediglich rezeptiven und distributiven Charakter trägt und daß es ihr an streng kritischer Methode wie an produktiver Kraft fehlt. Hierbei ist zu bedenken, daß wirkliche Gelehrte in Amerika häufig, ähnlich wie in England, zurückgezogen leben und schreiben und an akademischen Anstalten nicht zu suchen sind. Trotz eben geübter Kritik aber sind schon jetzt die besseren Universitäten (z. B. Harvard, Yale, Hopkins, Chicago) Anstalten, die durch hohe Leistungen imponieren, und die nur von demjenigen geringgeschätzt werden können, der sie nicht kennt oder mit Vorurteilen erfüllt ist.

V.

Die amerikanischen Frauen.

Da eben von den Schulen in Amerika die Rede gewesen ist, lassen Sie mich vor allem suchen, solche Eigenschaften der amerikanischen Frauenwelt festzustellen, die offenbar als die Resultate der drüben gebräuchlichen Ausbildung des weiblichen Geschlechts zu betrachten sind. Die gebildete amerikanische Frau ist ein Produkt der ihr vom Elternhaus, besonders aber von der Schule zuteil gewordenen Erziehung.

In ganz Amerika gibt es nur 11 Töchterschulen, dagegen 336 Colleges für beide Geschlechter, und in allen Hochschulen, deren Zahl eine ganz ungeheure ist, sind die weiblichen Schüler mit den männlichen zusammen und empfangen mit diesen den gleichen Unterricht. Sie lernen Latein und Griechisch, lesen Cicero und Homer, treiben Mathematik und Naturwissenschaften, studieren mit ihren männlichen Kollegen Logik, Einleitung in die Philosophie, Psychologie, Ethik und Geschichte der Philosophie und nehmen gar zuweilen mit diesen teil an Redekontesten, wie sie von Zeit zu Zeit zwischen den Colleges und Universitäten eines Staates abgehalten werden. Das sind pädagogische Anschauungen, mit denen ein Deutscher sich in der Regel nicht befreunden kann; aber es fehlt auch nicht an tiefblickenden Amerikanern, die im Hinblick auf die Resultate, welche diese Erziehung schon gezeitigt, mit uns ihre Bedenken haben und laut aussprechen. Bis jetzt jedoch sind

unter den geborenen Amerikanern solche warnenden Stimmen noch in absoluter Minderheit, und die Frauenemanzipationsbewegung scheint noch viel weiter gehen zu sollen, ehe es zu einer nachhaltigen Reaktion kommt. Eine solche aber wird sicher nicht ausbleiben.

Die amerikanischen Frauen, und dabei habe ich zunächst die Abiturientinnen des College im Auge, haben viele vorzügliche Eigenschaften. Wer sie bei geselligen Zusammenkünften im elegant ausgestatteten Parlor kennen gelernt, wer sie nicht nur stumm beobachtet, sondern mit ihnen geplaudert hat, der fühlt sich angezogen nicht nur von ihren festen Grundsätzen, sondern von einer Art, die vornehm und doch so natürlich ist, von einer Lebhaftigkeit, mit welcher Geist und Witz sich paart und von einem Wissen wie einer Belesenheit, die eine Unterhaltung mit ihnen wirklich zu einem Genuß macht. Alle Lehrer der Colleges stimmen darin miteinander überein, daß unter ihren Schülern als Regel die Mädchen die fleißigsten sind, und während die meisten Männer unter Verfolgung ihres Berufs den einstigen Collegestudien keine Aufmerksamkeit mehr schenken, setzt die Lady nach Abgang von der Schule ihre Bildung beständig fort: sie beschäftigt sich mit Litteratur und Kunst, das Neueste ist ihr nie unbekannt, in litterarischen Clubs tauscht sie mit gleichgebildeten Freundinnen ihre Gedanken aus und in den Magazinen liest sie alles.

Die Amerikanerin ist auch nicht unweiblich. Zwar äußert sich der Zauber der Weiblichkeit anders als bei der deutschen Frau, aber wirkliche Mannweiber und Blaustrümpfe sind in Amerika doch schließlich auch nur solche, die es in irgend einem andern Lande auch sein würden. Es sei denn, daß man ihre größere Selbständigkeit durchaus als Männlichkeit bezeichnen will. Dem Epheu freilich, dieses stehende Sinnbild des Verhältnisses der deutschen Frau zum Mann, kann man die Durchschnittsamerikanerin nicht vergleichen; sie würde ohne Bedenken allein eine Reise um die Welt antreten.

Aber darum bleiben ihr doch echt weibliche Züge. Ein mit Männern auf einem College gemeinsam genossener höherer Bildungsgang löscht die Unterschiede zwischen Frauenart und Mannesart eben doch nicht aus.

Aber sollte eine Fortbildungsschule für Jungfrauen nicht suchen gerade die weiblichen Eigenschaften nach Möglichkeit noch mehr zu entfalten und zu entwickeln? Das fehlt allerdings auf dem College. Hier wird das Mädchen, mehr als es ihrer natürlichen Anlage entspricht, veranlaßt zu kalkulieren und zu scharfem Denken. Das nimmt ihr zwar nicht die Weiblichkeit, aber — und damit kommen wir auf das eigentlich Bedenkliche — es lenkt ihre Neigungen und ihren Geschmack in eine verkehrte Richtung. An der Spitze des progymnasialen Departements unsers Midland-College und zugleich als Matrone für die Mädchen steht eine Dame, die, wie gewiß nur selten eine, Lehrerin und Erzieherin von Beruf ist und die, nebenbei bemerkt, eine entschiedene Gegnerin der Beteiligung von Frauen am öffentlichen, besonders am politischen Leben ist. Sie sagte mir kürzlich im Tone tiefster Überzeugung: „Hätte ich eine eigene Tochter, ich würde sie nie in ein College, sondern nur in eine Töchterschule senden. Wie oft höre ich die Mädchen am Tisch sagen: Wenn ich ein junger Mann wäre, dann wollte ich das oder das werden (Pastor oder Arzt oder Advokat). Immer merke ich ihnen an, daß sie den Frauenberuf unterschätzen und daß ihr Auge auf die männlichen Berufsarten gerichtet steht.“ Diese Dame war vor ihrer Berufung an Midland-College Leiterin eines Töchterseminars im Osten, und sie fuhr fort: „In jener Schule, wenn die Weihnachtszeit herannahte, sah man alle Mädchen mit Häkeln und Sticken beschäftigt, ihren Eltern bei der Heimkehr eine Freude zu bereiten — etwas, das ich hier nie wahrnehme.“ Sie fügte hinzu: „In einem Institut, das beide Geschlechter ausbilden soll, verlieren die Mädchen, wenn auch die jungen Männer gewinnen mögen.“

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Zusammensein mit

Jungfrauen im Klassenzimmer einen guten Einfluß auf die männlichen Studenten ausübt. Nicht nur werden sie durch den Fleiß der Mädchen angeregt, sondern sorgfältigst suchen sie auch alle roheren Ausbrüche der Knabenart zu unterdrücken, denn jeder möchte in den Augen der Ladies so fein wie nur möglich erscheinen. Dann muß man auch sagen, daß der unbefangene Verkehr in und außer der Schule — die „Herren" dürfen den „Damen" in einem Empfangszimmer, allerdings nur in Gegenwart der Matrone, Besuche abstatten und bei besonderen Gelegenheiten sie auch zum Konzert oder zu einem öffentlichen Vortrag begleiten — auf beiden Seiten die Tension der sexuellen Triebe herabstimmt. Denn „der Umgang mit edlen Frauen ist", wie einer treffend gesagt, „die beste moralische Bremse auf der schiefen Ebene des Lasters" und ist wohl geeignet des Jünglings Gedankenwelt zu veredeln. Der Präsident unseres College pflegt zu sagen: „Gehen meine Söhne allein in die Stadt, dann bin ich unruhig, befinden sie sich aber in Begleitung unserer College-Ladies, dann bin ich ohne Besorgnis." Etwas sittlich Bedenkliches hat sich in der Geschichte der von ihm präsidierten Anstalt auch noch nicht ereignet.

Aber in einem College für beide Geschlechter sind die Mädchen die benachteiligten. Man beobachtet, sonderbarerweise, daß der tägliche kameradschaftliche Verkehr sie häufig gleichgiltig gegen die Männer macht, deren unvorteilhafte Seiten sie doch so oft zu beobachten die Gelegenheit hatten. Hierzu kommt dann noch jene vorhin erwähnte Neigung, von den Aufgaben einer Hausfrau und den Pflichten einer Gattin gering zu denken und sich in einen männlichen Beruf hineinzuwünschen, und um die Zeit ihres Abgangs vom College ist vielfach ihr Entschluß fertig, wenn möglich nicht zu heiraten, sondern einen Beruf zu wählen und allein durchs Leben zu gehen. Damit sind wir aber an dem Punkt angekommen, wo man's mit Augen sehen und mit Händen greifen kann, daß es nicht wohlgethan war, das Interesse des

Mädchens vom Hause und von der Familie weg aufs öffentliche Leben und auf männliche Berufsarten zu lenken. Jetzt verdrängt sie den Mann aus einem Arbeitsgebiet nach dem andern, sie kann mit geringerem Lohn zufrieden sein, da sie nur für sich zu sorgen hat, während der Mann eine Familie ernähren muß. Sie verdrängt ihn ohne Not, denn in Amerika ist es nicht wie in Deutschland, wo die Überzahl des weiblichen Geschlechts viele Frauen nötigt, auf Verheiratung zu verzichten und sich selbst zu ernähren. Das Schlimmste aber ist, daß sie ihn aus solchen Thätigkeitssphären verdrängt, in denen gerade männliche Kräfte nicht entbehrt werden können. So ist die Elementarschule fast schon ganz in ihren Besitz übergegangen, und an den Hochschulen werden immer mehr Lehrerinnen angestellt. Auch die Pflege von Litteratur und Kunst liegt in Amerika vorwiegend in den Händen der vom College graduierten Damen. Das öffentliche Leben Amerikas trägt teils ein sehr stark männliches Gepräge; wir dürfen aber nicht leugnen, daß daneben hier und da in sonderbarem Gegensatz dazu sich feministische Züge zu erkennen geben, und gewiß werden wir das auf diese eben besprochenen weiblichen Einflüsse aufs öffentliche Leben zurückzuführen haben.

Doch wieder zurück. Ich hatte eben gesagt, daß in Amerika viele Jungfrauen aus eigenem Entschluß ledig bleiben. Trifft man also drüben alte Jungfern, so muß man nicht gleich denken, daß sie zum Heiraten keine Gelegenheit hatten. Ein Deutscher, der kürzlich über die amerikanische Frauenfrage einen interessanten Artikel schrieb, sagte treffend: in Deutschland heirate die Jungfrau den Mann, mit dem sie nicht fürchten müsse, unglücklich zu werden; ihre amerikanische Schwester aber heirate nur dann, wenn der kommt, ohne den sie nicht leben kann. Ja trifft sich's, daß gerade ihr „Prince" kommt, dann tritt sie mit dem Erkorenen ihres Herzens in die Ehe, aber damit kehrt noch nicht die ihr auf der Schule entschwundene Lust zur Führung des Haushalts wieder, und so kommt's denn in Amerika so häufig vor, daß

solche Eheleute ins Hotel oder zu einem Hausbesitzer gehen, dort Zimmer mieten und sich bedienen lassen. — Es ist eben zu bedenken, daß Dienstboten so schwer erlangbar sind. Ein Mädchen verlangt 12—20 Mark die Woche, und an vielen Orten sind nur die als unzuverlässig bekannten Negerinnen willig, solche Stellungen einzunehmen. Unter solchen Umständen ist ja auch thatsächlich der Stand einer Hausfrau in Amerika ein viel schwererer, als in Deutschland. — Aber solch Boarding-House-Life können sich doch nur Leute von Reichtum oder mit außerordentlich gutem Einkommen leisten. Führt die Familie nun ein eigen Haus, was eben doch Regel ist und bleiben wird, und fehlen die Mittel Dienstboten zu mieten, so ist der Mann oft in keiner beneidenswerten Lage. Daß er seiner Lady, von der er ja noch gut genug weiß, daß sie nicht, um nur versorgt zu sein, sondern aus Liebe sich zum Eintritt ins Ehejoch entschloß, nun zur Hand geht, z. B. morgens das Feuer macht und den Kaffee kocht, ist selbstverständlich. Das ist überhaupt nichts Besonderes. Das thut er sogar für das Dienstmädchen, wenn er so glücklich ist, eines halten zu können. Ich war kürzlich auf einige Tage Gast in einem wohlhabenden Hause. Die Familie lebte von ihrem Gelde. Aber morgens stand der Mann zuerst auf, machte im Küchenofen Feuer, setzte den Kaffee auf, und als dann das übliche Morgengebäck in den Ofen mußte, weckte er das Dienstmädchen, die gar kein Bewußtsein davon hatte, daß sie etwas Besonderes genoß.[1])

1) Wenn Touristen aus Amerika in Deutschland sehen, daß Frauen auf dem Felde arbeiten, daß arme Frauen vom Bahnhof Gepäck tragen möchten, oder gar, daß eine Frau neben einem Hund einen Wagen in die Stadt zieht, so ergreift ihn das in einem solchen Grade, daß er das Bild nie wieder los wird. Erzählt er von seinen Erlebnissen, dann kommt er immer wieder darauf zu sprechen, und da er in der Regel die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands nicht genug durchschaut, um aus diesen sich das Gesehene zu erklären, so ist er gerade hier sehr versucht, über die Stellung der Frau in Deutschland überhaupt ein ungerechtes Urteil abzugeben.

Von dem eben Gesagten gibt es nun allerdings Ausnahmen in Hülle und Fülle, sodaß der Beobachter zuweilen mit sich in Zweifel darüber geraten könnte, was Regel und was Ausnahme ist. Denn nicht nur unter den Frauen deutscher Einwanderung, sondern auch unter den geborenen Amerikanern findet man musterhafte Haushälterinnen. Ich hatte im Vorgehenden eben besonders die im College gebildete Amerikanerin im Auge, überhaupt diejenige, die man als das Produkt der Emanzipationsbewegung zu betrachten hat. Der Amerikanerin, wenn sie sich dem Beruf der Hausfrau hingibt, kommt nämlich dann noch die praktische Anlage, die wir im dritten Abschnitt mit besonderer Berücksichtigung der Männerwelt besprachen, zu statten. Sie kann die feinsten Gerichte kochen ohne die Kochkunst eigentlich gelernt zu haben. Daß Töchter in einen Haushalt oder ein Hotel gehen und kochen, um „bürgerliche" oder „feine" Küche zu lernen, kommt nie vor. Kochschulen werden als kuriose Dinge betrachtet. Dazu bedenke man, daß das Menu eines amerikanischen Tisches ein außerordentlich mannigfaltiges ist, und daß besonders auf dem Gebiet des feinen Gebäcks gerade in amerikanischen Haushaltungen viel geleistet wird, nicht zu reden von der Einmachekunst, die im Herbst das Geschick der Hausfrau auf die höchsten Proben stellt. Dieses alles lernt die angehende amerikanische Haushälterin nirgends als höchstens im letzten Augenblick bei ihrer Mutter, oder einer Freundin. Soll sie es dann, oder besser gesagt, will sie sich der Arbeit hingeben, dann kann sie es[1]) und wenn sie auch bis dahin als Lehrerin nie mit dem Herd in Berührung gekommen ist.

Dies war ein in nur flüchtigen Umrissen gezeichnetes Bild von der amerikanischen Frau. Da eine so kurze Schilderung die besonders auffälligen und psychologisch in-

1) Bücher und Hefte mit Rezepten fliegen ihr ja auch als Mittel der Reklame aus allen Richtungen in's Haus.

teressanten Züge nicht umgehen konnte, so besteht die Gefahr für den Zuhörer oder Leser in Deutschland, wo eben ein Gesamteindruck von der amerikanischen Frauenwelt fehlt, leicht darin, daß er diese besonders merkwürdigen Erscheinungen nun bei jeder amerikanischen Frau erwartet. Aber, wie schon bemerkt, davor muß man sich hüten. Unter den Amerikanerinnen, selbst denjenigen, deren Vorfahren Jahrhunderte lang drüben gelebt, findet man Frauen von deutscher Art, wie man unter den Frauen Deutschlands wohl gelegentlich auch amerikanisch geartete Damen antreffen kann.

Im allgemeinen aber ist die amerikanische Frau selbstständig und unternehmend; in Kunst und Litteratur, in Schule und Kirche macht sich ihr Einfluß geltend. Sie ist, wie ihre Schwestern Deutschlands, von Natur sittlich und religiös; gewiß werden daher auch die sittlichen und religiösen Zustände Amerikas, die in einem jetzt folgenden Abschnitt Gegenstand unserer Betrachtung sein sollen, an vielen Punkten mit diesem weit reichenden Einfluß der Frau in ursächlichem Zusammenhang stehen.

Die sittlichen und religiösen Kräfte in der amerikanischen Nation.

Daß es in Amerika, dem Lande, in welchem es eine Staatskirche nicht giebt, an wirklich sittlichen Volkskräften fehlen müsse, gilt in Deutschland vielen als ausgemachte Sache. Sie lesen von den kühn ausgeführten Bank- und Zugräubereien und der noch schrecklicheren Lynchjustiz und, vergessend, daß solch gewaltiger Assimilierungsprozeß, wie er drüben beständig sich zwischen den denkbar mannigfaltigsten Elementen vollzieht, notwendig nicht nur von viel Absonderlichem, sondern auch Grauenhaftem begleitet sein muß, meinen Sie, daß solche Erscheinungen die allgemeine Signatur des Landes bilden müßten. Aber das ist ein Irrtum. In Amerika sind viele sittliche und erhaltende Kräfte thätig. Ich will nur einige besonders allgemeine Züge hervorheben.

Zunächst die Mäßigkeitsbewegung.[1]) Wenn auch in

1) Hier möchte ich bemerken, daß es mir in dieser Abhandlung für eine gründliche Besprechung der amerikanischen Temperenzsache an Raum gebricht. Überhaupt mehrere der Erscheinungen, die ich nachfolgend erwähne, haben, besonders von meinem lutherischen Standpunkt und überhaupt vom Standpunkt deutschen Christentums aus, ihre Kehrseite. Ich trage mich mit einer Arbeit über die charakteristischen Merkmale am amerikanischen Christentum und Kirchenleben, die, an amerikanischen Leser gerichtet, dann selbstverständlich mehr kritisch gehalten sein wird. Sollte ich hierfür bald die Zeit gewinnen, dann würde man dort die notwendigen ergänzenden Ausführungen zu dem vorliegenden Abschnitt dieser Schrift finden.

dieser viel kritisierten Bewegung viel Puritanisch-gesetzliches und Unevangelisches mit unterläuft, ja, wenn sie auch bei vielen eine Ursache zur Heuchelei wird — doch wird man sagen müssen, daß in dem großen Einfluß, den sie ausübt, und besonders in der starken öffentlichen Meinung, von der sie getragen ist, sich eine erhaltende sittliche Volkskraft von großer Bedeutung kund giebt. Sagte ich im dritten Abschnitt, daß es für den Amerikaner keine entehrende Arbeit gebe, so muß ich das nun doch widerrufen und sagen: ja, es giebt eine, und das ist die eines Kellners in einem Haus, in dem berauschende Getränke verschenkt werden. Ein Pastor, der in ein Wirtshaus geht und am Bierglas sitzt, macht sich in den Augen der besseren Kreise der Amerikaner unmöglich. Hier und da wird diese öffentliche Stimmung eine Versuchung zur Heuchelei, und obwohl ich hier eigentlich die Kehrseite der Temperenzfrage nicht berühren wollte, so kann ich doch folgende kleine Anekdote nicht unterdrücken: Im Staate Jowa herrscht das Prohibitionsgesetz, nach welchem außer in der Apotheke für medizinische Zwecke geistige Getränke weder verkauft noch versandt werden dürfen. Ein gewisser Mann vom Stamme Durst aber konnte ohne sein Bier nicht sein, und so ließ er es sich als Eilgut in einer Kiste kommen und zwar unter der Bezeichnung „Bücher". Da kommt eines Tages zu dem Adressaten der Expeditionsbeamte gerannt und sagte: „O kommen Sie schnell und holen Sie Ihre Kiste, die Bücher lecken." Solcher ans Ergötzliche streifenden Geschichten kursieren drüben viele. Aber die Temperenzfrage hat doch auch ihren tiefen Ernst. Bei der Neigung des Amerikaners, sich in Extremen zu bewegen, so daß also auch die Trunksucht drüben so viel krasser auftritt als in Deutschland, ist die Mäßigkeitsbewegung nötig und hat auf dem Gebiet der sozialen Reform ihr Recht.

Und wer will ferner leugnen, daß in der Herrschaft des puritanischen Sonntags, als Beobachtung der Schöpferordnung Gottes, sich eine wirklich erhaltende Volkskraft zu

erkennen giebt? Man schaue z. B. an den sechs Tagen der Woche das Menschengewühl in den Geschäftsstraßen solcher Städte wie New-York und Chicago. Da stehen die Polizisten und thun den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend nichts anderes als die sich drängenden Menschenmassen auseinander zu trennen, damit für Fuhrwerke und Straßenbahnwagen Raum wird. Aber am Sonntag — alles wie ausgestorben, nur hier und da ein dumpf hallender Schritt! Die Weltstadt ruht. Erst um die Kirchzeit wird's in den Gegenden der Privatwohnungen lebendig, die Sonntagschüler und Kirchgänger sind auf dem Weg nach den Gotteshäusern! Sicher liegt in dieser Beobachtung des Sonntags für die amerikanische Nation eine der Quellen ihrer Kraft.

Daß es bei den Amerikanern nicht an zarten sittlichen Grundsätzen fehlt, sieht man an der rücksichtsvollen Behandlung, die überall dem Schwachen zuteil wird. Ich erinnere an Auginaldos Behandlung nach dessen Gefangennahme auf den Philippinen. Ein Verfahren, wie es die Engländer gegenüber den in ihre Hand fallenden Burenführern üben, könnte nie die Billigung des amerikanischen Volkes finden. — Mit diesem Grundsatz zarter Rücksichtnahme auf den Schwächeren stimmt auch der in ganz Amerika geltende Gebrauch, den als Fremdling neu Zugezogenen zuerst zu besuchen und nicht zu warten, bis dieser erst einen Antrittsbesuch gemacht hat. Ebenso halten die amerikanischen Farmer es als ihre Pflicht, einen als fremd unter sie gekommenen Anfänger zu beraten und ihm etwa durch vorläufige Lieferung von Nahrungsmitteln, von Federvieh und etwa durch leihweises Überlassen von Gerätschaften auf die Beine zu helfen. — Die rücksichtsvolle Behandlung der Frau verrät denselben Zug. Nicht nur im gesellschaftlichen Verkehr genießt sie viele Vorzüge, sondern vor allem auch vor Gericht. Die Interessen der Witwe sind bei der Ordnung von Erbschaftsangelegenheiten in allen Staaten außerordentlich zart berücksichtigt.

Zu diesen eben erwähnten Zügen will ich hier noch einen

hinzufügen: Die Sittenreinheit der amerikanischen Männer. Damit soll nicht gesagt sein, daß drüben die Schäden fehlen, die an allen Völkern fressen; ja es muß sogar zugegeben werden, daß es in keinem Lande so viele Ehescheidungen giebt als in Amerika. Aber das widerspricht nicht meiner eben aufgestellten Behauptung. Man muß bedenken, wie verschiedenartig bei den Einwanderungsverhältnissen die Menschen sind, die drüben oft miteinander in die Ehe geraten (Irländer, Franzosen, Deutsche, Ungarn, Polen, Russen 2c. 2c.), und ferner, wie viele Elemente es drüben geben muß, welche jetzt noch, unfähig die amerikanische Freiheit zu gebrauchen, in dieser nur eine Licenz zur Abwerfung aller gottgeordneten Schranken erblicken können. Aber wieder sage ich: wir müssen in Amerika scheiden zwischen Werdendem und Gewordenem. In den Kreisen der besser erzogenen Amerikaner macht sich — und zwar nicht nur hier und da, sondern überall — ein sehr ausgeprägtes Sittlichkeitsgefühl geltend. Schaustellungen, die an das Nichtsittliche auch nur grenzen, erregen den Anstoß dieser maßgebenden Kreise. Losung der im Einklang mit dieser maßgebenden öffentlichen Meinung sich befindenden Schriftsteller ist es „nichts zu schreiben, was meine Tochter nicht lesen kann." Die jungen Mädchen gehen in das Theater, aber man erwartet von demselben, daß es nichts Anstößiges bringt. Das französische Stück „Sapho" erregte großen Unwillen, weil man es nicht für junge Mädchen geeignet hielt, und man suchte es gerichtlich zu unterdrücken. Der Kunstkritiker wird in Verurteilung gerade dieser Erscheinung am amerikanischen Volksleben viel zu sagen haben. Ein Pariser, der Amerika besucht hatte, gab in Reiseberichten unlängst folgende Kritik: „Man kann leicht empfinden, was die Litteratur verliert durch diese unbedingte Unterwerfung unter das Kriterium junger Mädchen. Nur die Welt des Scheins dürfen sie kennen lernen, und selbst diese wird ihnen in konventionellem Lichte gezeigt. Daher stammt der Eindruck des nicht zu verstehenden Unwahren,

den so viele anglo-sächsischen Werke hervorrufen, die durch Romantik und Moralität zu ersetzen suchen, was ihnen an Wahrheit gebricht; daher „The Prisoner of Zenda“, „The Sorrows of Satan“ und so viele erfolgreiche Novellen, wo blutlose Phantome eine Masquerade aufführen.

Es ist gut für den Ruhm der englischen Litteratur, daß Shakespeare kam, als er kam. Hätte er nicht Sorge getragen, daß sich sein unumstößlicher Ruhm erblich fortpflanzte, man würde einen großen Teil seiner Werke in Amerika mit Entsetzen beiseite schieben, denn er schrieb nicht für junge Damen, sondern für Männer, die geschult in den starken Leidenschaften des Lebens sind. Goethe sagte, junge Mädchen hätten nichts im Theater zu suchen.“

Aber, daß selbst ein Pariser nicht blind ist gegen die Lichtseite des von ihm Kritisierten sieht man aus folgenden Worten desselben Reiseberichts, die zugleich meine vorhin aufgestellte Behauptung treffend bestätigen: „Der Amerikaner kennt aber nicht jenes falsche Ideal des Vergnügens im Umgange mit der Frau, das drei Viertel aller französischen Romane einnimmt. Vergeblich sucht man in Amerika eine Spur jener aufdringlichen Galanterie, die jede hübsche Frau verfolgt, sobald sie sich allein in den Pariser Straßen sehen läßt. Der typische Held der Pariser Novelle ist in Amerika unbekannt. Er würde weder die Sitten finden, die ihm erlauben, seine Rolle zu spielen, noch die stille Bewunderung, die er zur Aufrechterhaltung seines Nimbus bedarf. Das Ideal des Amerikaners ist ein hohes, es beruht auf Häuslichkeit und Moral“. Hier füge ich nur noch hinzu, daß die Achtung und zarte Rücksicht, welche die amerikanischen Frauen genießen, gewiß nicht zum wenigsten in dieser sittlichen Richtung der Männerwelt ihren Grund hat.

Aber wir müssen diese besprochenen Merkmale, wie so viele andere, welche ich hier noch hätte aufrechnen können, auf eine Grundursache zurückführen — es ist die das ganze öffentliche Leben beherrschende Religiosität des amerikanischen

Volkes. In Amerika führt das Christentum die Herrschaft über das Volksleben, die Bekenner des Christentums brauchen sich nicht zu verkriechen, eher müssen die Vertreter des Unglaubens ein gewisses Odium auf sich nehmen. Gerade dies ist es, was man in Deutschland so schwer verstehen kann, wo man meint, daß mit dem Staatskirchentum eine Volkskirche stehe und falle. Versteht man unter einer Volkskirche nicht bloß eine äußere teilnahmlose Zugehörigkeit zur Kirche, sondern die Durchdringung des Volkslebens mit den von der Kirche verkündigten Wahrheiten der Schrift, dann muß man sagen, daß Amerika mit seiner Freikirche einen Vergleich mit Deutschland als einer Staatskirche wohl aushalten kann. Das Christentum ist in Amerika thatsächlich eine Macht. Es sind drüben so viele Reiche und Einflußreiche in der Kirche thätig. Der frühere Präsident Harison unterrichtete immer seine Sonntagschulklasse, ebenso Millionäre wie Wannamaker in Philadelphia und Mc. Cormic in Chicago und so viele andere, deren Namen hier aufgezählt werden könnten. Präsident Roosevelt, holländisch-reformierter Konfession, besucht mit Treue das kleine reformierte Gotteshaus in Washington. Ein nichtreligiöser Mann würde keine Aussicht auf das Präsidentenamt haben. Jährlich feiert Amerika einen nationalen Danksagungstag, der vom Präsidenten proklamiert wird. Die öffentlichen Schulen sind zwar religionslos — notwendig, da z. B. Evangelische nicht damit zufrieden sein könnten, wenn ihre Kinder von einem Lehrer, der zufällig katholisch ist, unterrichtet werden sollten, — aber im allgemeinen sind die Lehrer und Lehrerinnen entschieden christlich und ihr ganzer Verkehr mit den Kindern atmet den Geist der Hochachtung vor der Kirche und ihren Institutionen. In vielen Staaten kann keiner einen Eid leisten, der nicht an Gott glaubt; ebenfalls keiner Mitglied einer Versammlung von Geschworenen sein, der sich nicht als Glied irgend einer Kirche bekennt. Zwar ist es nur Geschäftsspekulation, wenn weltliche Zeitungen zu religiösen Versammlungen Re-

porters senden, und ebenfalls, wenn sie am Montag spaltenlange Auszüge aus den Predigten des Sonntags bieten, aber es setzt doch bei dem lesenden Publikum einen Geschmack an solcher Lektüre voraus.[1]) Ein Beweis dafür, daß die Kirche als Faktor im öffentlichen Leben Amerikas anerkannt wird, ist es auch, wenn bei größeren kirchlichen Konventionen, wie das fast immer geschieht, der Bürgermeister der Stadt oder der Gouverneur des Staates die aus allen Richtungen zusammen gekommenen Delegaten bewillkommt und in einer Ansprache ihnen Gottes Segen zur Arbeit wünscht.

Ja, die Amerikaner sind trotz der Freikirche ein religiöses Volk; aber ich darf einen Schritt weitergehen und sagen: sie sind es gerade wegen der Freikirche und trotz der Schattenseiten derselben.[2]) Die freikirchliche Einrichtung bedingt eine große Regsamkeit aller Denominationen. Im Wetteifer mit einander sorgen sie dafür, daß die Bibel bekannt wird. Nicht selten findet man sie in den Wartezimmern der Bahnhöfe wie in andern öffentlichen Gebäuden zur Benutzung für das verkehrende Publikum liegen. Die mannigfaltigsten Veranstaltungen sind getroffen um sie auszulegen und um die Menschen aller Altersstufen mit ihrem Inhalt bekannt zu machen. Hier ist ganz besonders die Sonntagsschule zu erwähnen. Nicht nur bringt sie bei dem Eifer, mit dem alle kirchlichen Gemeinschaften gerade dieses Werk betreiben, ungeheure Scharen von Kindern, die sonst religionslos aufwachsen würden, unter den Einfluß des göttlichen Worts und leitet sie dann als Heranwachsende zunächst in die

---

1) Wirklich religiösen Wert haben diese Zeitungspredigten freilich selten, da es meist die tönenden und klingenden Sensationsprediger sind, die da zu Worte kommen.

2) Über die Schattenseiten der Freikirche mich auszusprechen liegt nicht im Plan dieser Abhandlung. Die wichtigsten derselben sind eingehend beleuchtet in dem zweiten Teil meiner Schrift „Freikirche im Vergleich mit der Staatskirche“ (siehe Anzeige auf dem Umschlag).

Jugendvereine und darauf in die Gemeinde, sondern in den Bibelklassen der Sonntagsschulen sitzen in langen Reihen auch Erwachsene, ja Männer und Frauen mit grauem Haar und lernen aus der Schrift, während die vielen Lehrer und Lehrerinnen aus der Vorbereitung auf den Unterricht und durch die Erteilung desselben, einen reichen geistlichen Gewinn mit davon nehmen. Wir deutsche Lutheraner freilich sind davon überzeugt, daß die Sonntagsschule, so gut sie ist, die christliche Gemeindeschule nicht ersetzen kann, und so erteilen unsere Pastoren, resp. Lehrer, in den der Konfirmation voraufgehenden Jahren, Unterricht in biblischer Geschichte und dem Katechismus. — In den Jugendvereinen, deren es drüben viele gibt, handelt es sich wieder vor allem um das Studium der Bibel. Eine kritische Besprechung unserer amerikanischen Jugendvereine freilich könnte die Geltendmachung mancher Bedenken nicht umgehen, aber der Umfang dieser Vereine, der Eifer, mit dem sie thätig sind und besonders die systematische Schriftforschung, welche sie betreiben, zwingt uns zur Anerkennung der Thatsache, daß wir es hier mit einem gewaltigen Faktor des religiösen Lebens in Amerika zu thun haben. — Daß die Amerikaner ein religiöses Volk sind, zeigt der Besuch ihrer Kirchen. Groß-New-York hat jetzt 1375 Kirchen, Chicago 892, und sie sind voll. Unter den Mitgliedern der Gemeinden finden sich die tonangebenden Männer und Frauen der Gesellschaft. Die meisten und größten Landgemeinden werden aus Deutschen gebildet, denn diese sind die erfolgreichsten Farmer. Aber wie erhebend, wenn der Pastor einer solchen Landgemeinde am Sonntagmorgen aus seinem Hause tritt, um nach der Kirche hinüber zu gehen und er sieht, wie da unter sparsamster Ausnutzung des großen Raumes vor dem Gotteshaus Wagen an Wagen steht und immer noch mehr Fuhrwerke kommen, alle beladen mit der vollzähligen Familie (denn schon am Sonnabend hatten die Frauen das Essen bereitet, damit am Sonntagvormittag niemand im Gottesdienst zu fehlen brauche), und

was auf den Familienwagen nicht ging, kommt in feinbespannten Buggies zu Zweien und Zweien hinterher. Solcher Kirchenbesuch kann nicht verfehlen, die öffentliche Meinung christlich zu machen und die Sitten zu bilden. — Dann endlich, es fehlt der Freikirche nicht an Mitteln, das Christentum seiner Glieder zu erproben. Da müssen beständig Opfer gebracht werden, denn nur von freiwilligen Gaben wird die Kirche unterhalten. Ich rede nicht von den Gaben solcher Krösusse wie Carnegie und Morgan und all jener, die durch das Auswerfen von Millionen von sich reden machen. Wenn man an deren ausbeuterische Geschäftsmethoden (Trusts ꝛc.) denkt, dann muß man Bettex allerdings recht geben, wenn er neulich sagte, ihn erinnerten solche Gaben an jene italienischen Räuber, die von dem Geraubten einen Teil der Madonna darbrachten. Nein, ich rede von den Gaben all der amerikanischen Kirchenglieder, deren Geschäftsmethoden so ehrlich und einfach sind, wie die eines Deutschen nur sein können. Nicht nur die Millionäre geben, sondern ebensowohl kleinere Geschäftsleute und die von festem Gehalt lebenden und wenig besitzenden Kirchenglieder, und sie geben, indem sie wirkliche Opfer bringen. Ich kenne eine englisch-lutherische Gemeinde in St. Louis (zur Generalsynode gehörig), die ihrem Pastor 4000 Dollars (16000 Mark) Gehalt giebt. Jährlich um Ostern erhebt sie eine Generalkollekte, teils für Mission, teils für Abtragung von Schulden an der Kirche. Diese Kollekte betrug einmal 5000 Dollars (20000 Mark), darunter war ein Opfer vom Pastor selbst im Betrage von 200 Dollars (800 Mark). Die Höhe dieser Osterkollekte schwebte schon während einer Reihe von Jahren immer zwischen 3000 und 5000 Dollars. Aber nun kommt das Verwunderliche: die Glieder dieser Gemeinde, die nur rund 500 Kommunikanten zählt, sind, wie mir der Pastor sagte, mit einer Ausnahme von zwei bis drei Personen, „arm", d. h. natürlich nach amerikanischen Begriffen, in Deutschland würde man sagen: wohlhabend, doch nicht reich. Aber die Überzeugung, daß

ein Christ für Gottes Reich wirkliche Opfer an Hab und Gut zu bringen bereit sein muß, ist hier bei jedem einzelnen Gemeindeglied ausgebildet, selbst die Kinder des Hauses werden mit einem Opfer aus ihren Ersparnissen nicht fehlen.[1])

Ebenso lese ich von der englisch-lutherischen Gemeinde zu Hanover, Pa., daß sie in 15 Jahren für Mission, also außer den Lokalausgaben, die ganz enorm gewesen sind, 100000 Dollars (400000 Mk.) gegeben hat. Mit solchen Zahlen freilich dürfen wir unter unsern deutschen Einwanderern in der Regel nicht rechnen, aber in späteren Generationen lernen sie es auch. — Die Generalsynode, zu welcher ich gehöre, zählt 204098 Kommunikanten mit 1219 Pastoren. Zu sieben Achteln ist sie englisch, während sie zu einem Achtel aus Deutschen besteht. Es dürfte von Interesse sein, wenn ich angebe, wieviel sie in einem Zeitraum von nur zwei Jahren (1899/1900) auf rein freiwilligem Wege für Reichsgotteszwecke gegeben hat. Für Heidenmission gab sie rund 100000 Dollars (400000 Mk.), für die Ausbildung von Predigern 61000 Dollars (244000 Mk.); für die verschiedenen Missionszweige, also für äußere, innere Mission, den Unterhalt ihrer Bildungsanstalten, für Diakonissensache, Waisenhaus, Unterstützung alter Prediger, brachte sie in den zwei Jahren 566500 Dollars (2266000 Mk.) auf. Dann muß man bedenken, daß alle Lokalausgaben der einzelnen Gemeinden auch durch freiwillige Gaben zusammen kommen.

---

1) Man darf hier nun allerdings nicht vergessen, daß vor dieser Gemeinde als Pastor ein Mann steht, wie er sich nicht häufig findet, zwar größtenteils ein Autodidakt, der aber während der dreißig Jahre seiner Amtsthätigkeit — er hat diese Gemeinde gegründet — durch unabläßiges Arbeiten und Studieren es zu einer bewunderungswürdigen Durchbildung gebracht hat. Er ist übers ganze Land bekannt und die Kurse von wissenschaftlichen Vorträgen, die er alljährlich giebt, haben eine große Anziehungskraft Diese wissenschaftliche Durchbildung, durch ausdauerndes Arbeiten errungen, im Verein mit hervorragenden Manneseigenschaften und vor allem einer tiefen Frömmigkeit, sind der Schlüssel zur Erklärung solchen Erfolges.

Diese aber betrugen in dem erwähnten Biennium 2694456 Dollars (10777824 Mk.), sodaß also die vorhin erwähnten 204098 Kommunikanten in einem Zeitraum von zwei Jahren 13043824 Mark an freiwilligen Gaben geopfert haben. Hinter dieser Summe von Liebesgaben steht ein Missions- und ein Evangelisationsgeist, der viele Kreise unserer deutschländischen Heimatkirche zu selbstprüfendem Nachdenken zu bewegen wohl geeignet wäre. Zugleich aber sind solche Zahlen ein Beweis dafür, daß es drüben in Amerika nicht fehlt an zielbewußten religiösen Faktoren, deren Wirkungen notwendig im ganzen Volksleben sich fühlbar machen müssen.

Ich stehe am Schluß dieser Abhandlungen. Möge es mir gelungen sein, Ihnen gezeigt zu haben, daß trotz mancher Schattenseiten, die dem amerikanischen Volksleben allerdings anhaften, die Amerikaner doch ein Volk sind, das die Beachtung anderer Völker, besonders auch des deutschen, verdient; ja, daß Deutschland und Amerika in vielen Stücken von einander lernen könnten und sollten.

Aufruf

an ernst-christliche Jünglinge

zum Eintritt in das

Westliche Theologische Seminar zu Atchison, Kansas,

zwecks Ausbildung

für das Predigtamt in der Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche in Nordamerika.

Der Unterzeichnete richtet folgenden Aufruf:

I. An geeignete Jünglinge mit guter Volksschulbildung im Alter von 15 bis 20 Jahren, die 1. gut begabt, 2. persönlich fromm sind und sich berufen fühlen, in die Weinbergsarbeit ihres Herrn und Meisters zu treten.

Wer nicht mehr als die Bildung einer Volksschule hat, muß als Regel zunächst den 7jährigen Ausbildungskurs des mit unserm Seminar verbundenen Midland-College durchmachen. In Fällen besonderer Begabung kann dieser Kursus um einige Jahre gekürzt werden. Der Gang durch das theologische Seminar beansprucht 3 Jahre.

Handelt es sich um mittellose Applikanten, die obigen Bedingungen wirklich entsprechen, so wollen wir die Kosten ihrer Ausbildung tragen, aber es müssen von seiten ihrer bisherigen Seelsorger oder geistlichen Berater die möglichst besten Garantieen für das Zutreffen eben erwähnter Bedingungen vorliegen.

II. An Jünglinge, die das Gymnasium bis zur Sekunda oder ein Realgymnasium oder ein Lehrerseminar oder auch nur eine Präparandenanstalt besucht haben.

Solche können in entsprechend kürzerer Zeit ans Ziel kommen und brauchen auch nicht in so jugendlichem Alter zu stehen als es von der vorigen Klasse von Applikanten verlangt werden muß; aber auch hier gilt die zweite obiger Bedingungen viel, ja mit der persönlichen Frömmigkeit muß sich Charakterfestigkeit verbinden, und in gereifteren Personen muß sich etwas zeigen von der für Amerika so nötigen Gabe, Menschen behandeln zu können. Die Ansicht, daß das Schwächste immer noch gut genug sei für Amerika, ist grundverkehrt, denn dort trägt nicht das Amt den Mann, sondern der Mann muß das Amt tragen.

Niemand nehme es mit dem Entschluß, diesem Aufruf Folge zu leisten, leicht; keiner sei aber auch zu ängstlich und im Falle er über seine Gaben und innere Berufung mit sich im Zweifel ist, rede er mit seinem Seelsorger oder sonst mit einer urteilsfähigen Persönlichkeit und lasse sich beraten.

Auch Studenten der Theologie, Missionare, deren Gesundheit ihnen den Aufenthalt in den Tropen verbietet und begabte Zöglinge von Brüderanstalten sind uns willkommen, wenn sie uns von verantwortlichen Persönlichkeiten rückhaltlos empfohlen werden können.

Wir bitten um Arbeiter für die Ernte, doch nur um solche, die von dem Herrn der Ernte wirklich berufen sind!

Western Theologicae Seminary.
Atchison, Kansas (North America).

J. L. Neve.

Westliches Theologisches Seminar.

Fakultät.

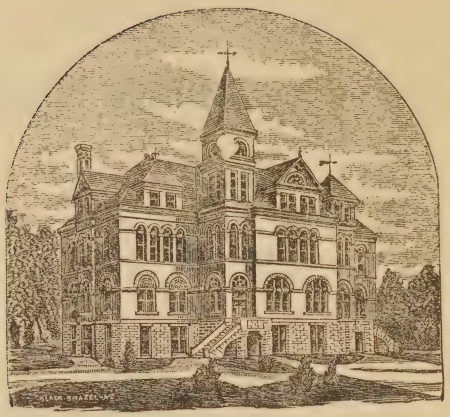
Professor Frank D. Altman D. D., Präsident.

Professor Jacob J. Clutz D. D.

Professor J. Ludwig Neve, Leiter des deutschen Departements.

Medium des Unterrichts ist teils die englische, teils die deutsche Sprache. — Gegenstände des Unterrichts sind: Hebräisch, Kursorische Lektüre des Neuen Testaments (griechisch), Isagogik, Biblische Geographie und Altertumskunde, Textkritik, Exegese, Kirchengeschichte (auch Geschichte der lutherischen Kirche Amerikas), Symbolik, Dogmatik, Apologetik, Ethik, Homiletik und Pastoraltheologie mit besonderer Berücksichtigung amerikanischer Verhältnisse.

Das entscheidende Examen wird abgelegt vor einem Komitee derjenigen Distriktssynode, in deren Dienst der Kandidat nach Vollendung seiner Studien zu treten gedenkt.



Midland-College,

Atchison, Kansas.

Vorstehendes Bild zeigt das Hauptgebäude, in welchem der Unterricht erteilt wird es gehören zu der Anstalt noch drei weitere Gebäude.

Fakultät.

Rev. Jacob A. Clutz, D. D., Präsident,
Professor philosophischer Disziplinen.

Rev. J. H. Stough, Ph. D.,
Professor für Griechisch und Latein.

H. E. Dornblaser, A. M.,
Assistent für Griechisch und Latein.

B. Peters, A. M.,
Professor für englische Litteratur und Geschichte.

E. B. Knerr, Sc. D.,
Professor für Mathematik und Naturwissenschaften.

Rev. C. Krueger,
Professor für deutsche und französische Sprache.

Mrs. E. C. Beegle,
Preceptress und Vorsteherin des progymnasialen Departements.

Miß M. E. Baker,
Gehülfin im progymnasialen Departement.

Besondere Lehrer sind angestellt für Rethorik, Zeichnen, Musik u. s. w. — Ein Ausbildungs-Institut für Jünglinge u. Jungfrauen.

NB. Der progymnasiale Kursus erfordert 3, der eigentliche College-Kursus 4 Jahre.

5258 TA 104
7-27-00 32180 FS

Princeton Theological Seminary Libraries
1 1012 01293 9643

LIBRARY OF PRINCETON
AUG 1 2000
THEOLOGICAL SEMINARY